

## 26 Jahre unterwegs in Peru - Geschichte einer Auswanderung

IATROS- Verlag 2007 [www.iatros-verlag.de](http://www.iatros-verlag.de)

### Kurzbeschreibung:

Das Buch beschreibt die Geschichte der Auswanderung eines jungen deutschen Paares vom Verlassen Deutschlands im Jahr 1973 bis zur Rückkehr als Familie aus Südamerika nach 26 Jahren.

Christine und Kurt Rosenthal sind Maler und Filmemacher. Das Buch erzählt von ihrem Leben und der Arbeit in diesem fremden Kontinent, in dem unzählige Abenteuer - besonders bei Filmreisen - erlebt wurden. Die Auswanderer lebten und arbeiteten vor allem in Peru, das ihnen zur zweiten Heimat wurde.

Der Leser lernt faszinierende Menschen und Landschaften kennen und nimmt unmittelbar teil an historischen Ereignissen, politischen Umstürzen, persönlichen Schicksalsschlägen, an einem intensiv gelebten Leben und an einer reichen, fremden Kultur und Geschichte, die dennoch Teil einer Welt ist.

# Inhaltsverzeichnis

- **Der Entschluß** 1972
- **Der Staatsstreich** 11. September 1973
- **Die große Reise** im Kleinwagen durch die Wüste und die Anden. 1973
- **Der Aufstand** 1975
- **Die Hungrigen Hunde** eine Romanverfilmung. 1975
- **Felix und andere Haustiere** ab 1974
- **Huancayo, Grabräuber und die Tumi-Bande** 1974, 1977
- **Maria Reiche und das Geheimnis der Wüste** die Nazca-Linien, ab 1975
- **Kein Herz für Tiere** 1975
- **Froilan Monzon** ein Curandero aus dem Norden heilt Kurts Knie. 1976
- **Chaparro zahlt immer** Episoden-Spielfilm für die peruanischen Kinos. 1977
- **Viel Kaffee für eine Machete** 1977
- **Antennen für neue Arzneien** 1977
- **Ein Film über die Fußball - Weltmeisterschaft in Argentinien während der Militärdiktatur** 1978
- **Hitler** 1978
- **Die Brücke aus Gras** 1979
- **Florians Adoption** 1979
- **Die Rache des Indio** 1979
- **Goldfieber am Muttergottesfluss** 1981
- **El Señor de los Milagros** der Herr der Wunder 1981
- **Nachruf auf Koos Koster** ermordet mit seinem Filmteam in El Salvador im März 1982
- **Coca ist nicht Kokain** 1982
- **Agustin Rivas, Visionär, Künstler und Schamane** ab 1983
- **Wenn die Madres kommen** 1987
- **Atemnot - eine gefährliche Pressekonferenz** 1988
- **Der Schriftsteller als Messias** ein Film über den Schriftsteller Mario Vargas Llosa als  
Präsidentschaftskandidat in Peru. 1989
- **Ausflug mit Plünderung** 1990
- **Traditionelle Medizin der Indianer in Mexiko, Peru, Bolivien, Chile** Eine Film-Serie  
für die Deutsche Welle 1990-1993
- **Traditionelle Medizin in Lateinamerika** die Mapuche / Chile.
- **Traditionelle Medizin in Lateinamerika** Las Huaringas, die heiligen Seen in den  
Anden Perus.
- **Traditionelle Medizin in Lateinamerika** die Guarani im Tiefland Boliviens.
- **Fujimori versus Neonazis** 1992
- **Ein Film über Naturschutzgebiete in Peru** 1993
- **Taquile, Insel im Titicacasee** ein Film über fairen Handel mit Kunsthandwerk 1996
- **Die Besetzung der Japanischen Botschaft in Lima durch den MRTA** (Revolutionäre  
Bewegung Tupac Amaru) 1996
- **Ostern** 1988, 1992
- **Leukämie 1.** Die Diagnose 1997
- **Leukämie 2.** Leben im Krebskrankenhaus 1997, 1998
- **Leukämie 3.** Blutnotstand 1997
- **Leukämie 4.** Wie es weiter ging 1997,1998
- **Die Rückkehr** ab 1998
- **Florian findet seine Mutter in Peru** Dezember 2006, Juni 2007

## Vorwort

1973 gingen wir nach Südamerika, „weil Hamburg nicht alles gewesen sein konnte“. Reich zu werden, war nicht unser Ziel. In Hamburg hatten wir eine kleine Filmfirma und die staatliche Filmförderung und die Festivals waren unseren Filmen wohlgesonnen. Wir waren jung und kinderlos und es ging uns nicht schlecht.

Ein dreimonatiger Winteraufenthalt in Spanien ließ das Fernweh so stark werden, dass wir uns entschlossen, Deutschland zu verlassen. „Südamerika“ hieß der Magnet, der uns anzog. Wir gingen zunächst nach Chile, dann nach Peru. Das, was viele sich immer wieder heimlich wünschen, haben wir, ganz ohne Netz, einfach gemacht. 1999 kehrten wir - mit zwei großen Söhnen, fünfzehn und neunzehn Jahre alt - nach Deutschland zurück. Wir zogen erst nach Berlin, „denn die Stadt ist im Aufbruch“, ein Jahr später nach Mainz.

Durch unsere Arbeit als Filmemacher lernten wir in den sechsundzwanzig Jahren viele Länder des Kontinents kennen. Ganz Lateinamerika, seine Menschen und Landschaften, aber besonders das surrealistische Peru, faszinierte uns von Anfang an. Peru ist ein Schmelztiegel aller Rassen. Hier haben sich nach der spanischen Eroberung in vielen Regionen über die Jahrhunderte die Traditionen der Vorfahren erhalten und integrierten neue Einflüsse. Unser Interesse galt in unseren Filmen und Bildern vor allem der einheimischen Bevölkerung, ihrer Lebensumstände, ihrer Geschichte und ihrer Kultur. Wir filmten Präsidenten, Schamanen und Schuhputzer und schlossen Freundschaften über alle sozialen Schranken hinweg. Indianische Bauern, Goldwäscher, reiche und arme Geschäftsleute, Politiker, Kunsthandwerker, Diplomaten, Studenten, Nonnen, aber vor allem Filmemacher, Maler, Schriftsteller und Musiker zählten zu unseren Freunden. Wir lernten Menschen kennen, die ihr Leben für andere gaben, und solche, die es anderen nahmen.

Wir erlebten - und machten Filme über - Staatsstrieche und Militärregierungen, Erdbeben und Cholera, die katastrophalen Auswirkungen des Niño-Stroms, Hyperinflation und Dauerwirtschaftskrise, den Grenzkrieg mit Ecuador, Terrorismus, Bürgerkrieg und die Besetzung der Japanischen Botschaft in Lima durch die Terroristen des MRTA.

Viele unserer Freunde leben nicht mehr. Einige kamen gewaltsam um, wie unser holländischer Kollege Koos Koster und sein ganzes Filmteam, das 1982 in El Salvador von den Militärs ermordet wurde.

Unser Leben wurde immer vom Filmemachen bestimmt und deshalb sind unsere Filme ein guter Leitfaden, wenn wir rückblickend versuchen, unser Leben ein wenig zu ordnen, um es anderen zu erzählen. Viele der über einhundert Filme sind Dokumentarfilme für das deutsche Fernsehen, aber Spielfilm, Kinderfilm, Trickfilm, Nachrichtenbeiträge und Filme für Entwicklungshilfe-Institutionen sind auch dabei. Im Laufe der Zeit erhielten wir zwanzig internationale Preise, Prämien und sonstige Anerkennungen für unsere Arbeiten.

Nacheinander haben wir insgesamt neun Jahre an der Fakultät für Kommunikationswissenschaften der Universidad de Lima ein deutsch-peruanisches Regierungs-Projekt geleitet und zugleich in der dortigen Filmklasse unterrichtet.

Wir sind auch Maler und haben etwa dreißigmal ausgestellt. Wir haben beide an Kunsthochschulen Graphik-Design, Malerei und Film studiert. Unsere Filme machen wir immer gemeinsam, aber unsere Malerei ist sehr verschieden. Die Themen oder Eindrücke der Filme kann

man in der Malerei oft wiederfinden. Nach unserem Film „Die Brücke aus Gras“ schrieben und zeichneten wir ein Kinderbuch mit gleichnamigem Titel, das in sechs Sprachen herauskam und auch heute noch in Peru und in Deutschland, zusammen mit dem Film, als Unterrichtsmaterial an Schulen eingesetzt wird.

Seit 1990 wurden die Filmaufträge aus Deutschland spärlicher. Wir produzierten mehrere Jahre Postkarten mit unseren Motiven, bedruckten T-Shirts, eröffneten einen kleinen Laden...das alles meist mit Verlust. Wir waren keine guten Geschäftsleute und außerdem geriet Peru immer tiefer in die Krise. Die Zeit der Terrorgruppe des Leuchtenden Pfad erlebten wir von Anfang bis Ende mit. Unser Leben - und das aller Menschen in Peru - war stark eingeschränkt und gefährdet. Wir waren zur Zeit des Staatsstreichs in Chile und erlebten einen weiteren in Peru. Fünf verschiedene Präsidenten sahen wir mit Glanz und Gloria kommen und mit Schimpf und Schande gehen. Wir hatten mehrfach Gelegenheit, die beiden letzten Staatschefs für unsere Filme zu interviewen.

Als 1997 unser damals siebzehnjähriger peruanischer Adoptivsohn Florian an Leukämie erkrankte, drehte sich für uns die Welt noch etwas schneller als sonst. Der vier Jahre jüngere Maiko fiel in dieser Zeit einem Drogenhändler aus der Nachbarschaft in die Hände und es war nicht einfach, ihn daraus zu befreien. Nach einigen traumatischen Monaten wurde Florian aus dem Krebshospital entlassen und ambulant weiterbehandelt. Die Solidarität vieler Peruaner, unserer Freunde und Kollegen war beispielhaft. Sie kannten und schätzten unsere Arbeit in Malerei und Film und so setzten sie große Hilfsaktionen in Bewegung. Wir bekamen mehr Blutspender als wir brauchten und bald konnten wir den „Überschuss“ an Menschen abgeben, die dringend darauf angewiesen waren, weil sie in Lima keine Verwandten hatten. Daraus entstand eine Bewegung für freiwilliges Blutspenden, „Todas las Sangres“, genannt nach dem gleichnamigen Roman des peruanischen Schriftstellers José María Arguedas. („todas“= „alle“, „sangre“= „Blut“. Etwa: „Alle Arten von Blut“).

Ohne Aufträge, inzwischen mit Schulden, denen ein damals schwer verkäufliches Haus gegenüberstand, und mit einem kranken Kind ist man besonders sensibel, wenn die peruanische Bürokratie zuschlägt: Florian musste sich bei der peruanischen Armee melden, um den Militärausweis zu bekommen, den jeder Peruaner braucht, egal ob er Wehrdienst leistet oder nicht. Er konnte sich wegen seiner Krankheit natürlich nicht persönlich bei der Luftwaffe vorstellen, so wie es das Gesetz vorsieht. Wir verpassten den Termin, weil er im Krankenhaus lag, was zur Folge hatte, dass er der Fahnenflucht angeklagt wurde und sich dann trotz ärztlicher Atteste persönlich zur Meldestelle begeben musste. Die Bürokratie, Verwaltungswillkür, ebenso die Unfähigkeit zur Koordinierung im Krebskrankenhaus sind kaum zu beschreiben. Irgendwann war unsere Kraft erschöpft. Einer von uns beiden sagte: „Warum gehen wir nicht zurück nach Deutschland?“ Der andere nickte. Die Kinder waren lange todunglücklich über diese Entscheidung.

Florian (geb.1979) machte das Fach-Abitur und ist Mediengestalter. Im Januar 2007 wurde er in Berlin Vater eines gesunden Jungen. Ende 2006 reiste er für ein paar Wochen nach Peru. Bisher hatte er seine leibliche Mutter nicht kennenlernen wollen, obwohl wir ihm immer angeboten haben, sie zu suchen, falls er das möchte. Bei seinem Peru-Besuch suchte und fand er sie. Sie lebt in extrem armen Verhältnissen und hatte außer ihm noch drei Söhne von verschiedenen Vätern. Alle drei Söhne sind gestorben, - der jüngste starb im Alter von zwanzig Jahren, wenige Monaten vor Florians Besuch, an einem Hirnschlag.

Im Juni 2007 zog Florian mit seiner Familie von Berlin nach Mainz.

Maiko, (geb.1983), hat bei uns in Mainz eine Ausbildung als Kaufmann für Marketing-Kommunikation gemacht, arbeitet nun mit uns und will zusammen mit seinem Bruder den Familienbetrieb weiterführen.

Wir planen neue Projekte, filmen und malen. Im Jahr 2001 drehten wir für ZDF/ARTE einen Dokumentarfilm in Peru. Dieses faszinierende Land lässt uns nicht los und die Sehnsucht nach unseren vielen Freunden dort bleibt.

Es gibt in Berlin - und auch in Mainz - einen regen Austausch zwischen Lateinamerika und Deutschland. In Berlin waren wir sofort in der großen Gruppe der Lateinamerikaner zu Hause und in Mainz geht der Austausch mit den Latinos weiter. Viele Freunde aus Lateinamerika haben uns schon hier besucht und wir werden immer wieder nach Peru eingeladen. Wir hören viel von dort und sind informiert über die späte Liebe - á la Gabriel Garcia Marquez - unserer Freundin Marita, den

Doppelselbstmord eines einst mit uns befreundeten Ehepaares, die wachsende Armut und Gewaltkriminalität, die häufigen Entführungen, die beruflichen Erfolge der Kinder - oder die Pleiten der Geschäfte.

In Peru waren wir durch unsere Arbeit recht bekannt. Als wir nach Deutschland zurückkamen, mussten wir neu beginnen. Wir hatten unser Land freiwillig für lange Zeit verlassen und in Südamerika ein erlebnisreiches und erfülltes Leben gehabt. Vielleicht haben wir es noch eben rechtzeitig geschafft, wieder in die alte Heimat zurückzukehren, bevor die noch vorhandenen Lebensfunken und die Erinnerung erloschen sind. Wir planen und realisieren wieder Filme und malen - jetzt auch Motive aus Deutschland. „Globale Heimatmalerei“ nennt Christine ihre Bilder aus Peru, aus Deutschland und aus anderen Ländern. Kurt beschäftigt sich nun in der Malerei mit den Kelten.

Maika Höhne, eine Regisseurin aus Hamburg, die die Aufgabe hatte, die Filme der Pioniere, die an der dortigen HfBK (Hochschule für Bildende Künste) als Erste Filme drehten, auf einer CD zusammenzustellen, fand alte Filme von Kurt wieder. Er hatte 1966 in Hamburg die Filmemacher-Kooperative mitgegründet und seine Filme aus der Zeit der sechziger Jahre, von denen viele Preise bekamen (unter anderem einen Hauptpreis der Internationalen Kurzfilmtage Oberhausen für einen Film über die Studentenbewegung), tauchten wieder auf. Einige unserer Filme, die in der HfBK Hamburg gezeigt wurden, hatten wir schon seit zwanzig Jahren nicht mehr gesehen.

Die Deutsche Kinemathek Berlin hat nun Kopien der wichtigsten Filme von uns. Die Arbeiten befinden sich unter anderem im Ibero-Amerikanischen Institut Berlin, bei den Internationalen Kurzfilmtagen Oberhausen sowie bei kirchlichen und entwicklungspolitischen Institutionen.

Wir haben nach unserer Rückkehr einige Kunst-Ausstellungen in Deutschland gemacht (Berlin, Hamburg, Heidelberg, Mainz) und unsere Filme gezeigt, unter anderem im Ibero-Amerikanischen Institut in Berlin, im Eine-Welt-Haus in München, im Amerikanischen Kulturinstitut Heidelberg, an der HfBK in Hamburg, in der lateinamerikanischen Gemeinde in Mainz und im Cine Mayence. Gemeinsam mit anderen Künstlern organisierten wir die Ausstellung „Künstler für den Frieden“ im historischen Eisenturm der Stadt Mainz. Kurt war ein Semester Gastdozent an der TU in Berlin und hielt Vorträge an zwei weiteren Hochschulen, unter anderem über Farbenlehre. Mit der psychologischen Wirkung der Farben hatten wir uns schon in Peru lange beschäftigt und Seminare zu diesem Thema durchgeführt. Wir stellten Fläschchen mit zweifarbigen Flüssigkeiten her und machen sie auch heute noch unter dem Namen Tikay. Wir betrachten sie als eine Einführung in die Farbenlehre.

Dann gibt es noch die Schwimmkissen, die wir, zumindest in diesem Vorwort, nicht unerwähnt lassen wollen. Im Jahr 1936 erfand Christines Mutter eine Schwimmhilfe aus Stoff, ganz ohne Stöpsel und Ventile. Die Idee war ihr gekommen, als sie große Betttücher wusch und die Luft darin Stoffblasen bildete. Sie war Schwimmlehrerin und benutzte die Erfindung für ihre Schüler. Die Mutter starb 1989 in Peru. Christines Schwester hat diese Schwimmkissen nach dem Tod der Mutter weiter in Deutschland nähen lassen. Dann stellten wir sie in Peru her. Wieder in Deutschland, begannen wir, gemeinsam zu produzieren, obwohl wir Berufe haben, die mit dem Schwimmen nicht viel zu tun haben. Inzwischen haben wir in unserem Familienbetrieb noch weitere Marken-Schwimmartikel ([www.schlori.de](http://www.schlori.de)) entwickelt, lassen sie herstellen und vertreiben sie.

Wir gehören nun zu den Alten (Kurt, geboren 1938; Christine, 1950) und mussten dennoch neu beginnen - einfach das Alter ignorieren. Wir leben nun schon wieder seit 1999 hier und haben viel Gelegenheit, die beiden Welten zu vergleichen. Wir haben uns in keinem Winkel Perus und in keinem Land Lateinamerikas fremd gefühlt und auch hier in Deutschland fühlen wir uns zu Hause. Über alle kulturellen und politischen Grenzen hinweg gibt es Menschen, die dieselben Ziele haben wie wir.

Sechszwanzig Jahre lang wurden wir in Peru gefragt: „Warum seid ihr eigentlich hergekommen?“ Hier fragt man uns: „Warum seid ihr eigentlich zurückgekommen?“ Jede Antwort fällt bruchstückhaft aus.

Christine und Kurt Rosenthal

Mainz, im Juni 2007

## Der Aufstand 1975

Am 5. Februar 1975 verließen Kurt und ich fröhlich das Haus in der Avenida Pezet und kletterten in unseren alten Bundeswehrjeep, um in die Stadt zu fahren. Den alten Zweitakter hatten wir in Hamburg für wenig Geld gekauft. Wir hatten ihn gerade erst vor ein paar Wochen, dank der Hartnäckigkeit von Marita, einer sehr resoluten Produktionsleiterin, Filmemacherin und Schauspielerin, jubilierend aus dem Zoll freibekommen. Damals sprang natürlich der Motor nach der langen Überfahrt nicht an und wir ließen uns von einem alten Taxi erst einmal aus dem Zollbereich schleppen. Wir hatten in unserer Begeisterung sofort das Verdeck abgenommen. Marita und ich saßen als Galionsfiguren vorne auf der Kühlerhaube, während Kurt lenkte.

Man muss wissen, dass der Begriff „Zoll“ bei jedem normalen Menschen in Peru Horrorvisionen auslöst. Es kommen Gedanken an Willkür der Bürokraten, nicht enden wollenden Papierkrieg, Zahlung von Schmiergeldern, unlösbare Probleme und dergleichen mehr. Es gab in Peru immer wieder Ansätze, mit der gut gemeinten Entwicklungshilfe Licht in den Dschungel des Zolls zu bringen. Alle Projekte waren von der ersten Stunde an zum Scheitern verurteilt und brachten alle deutschen Projektleiter unter dem schadenfrohen Grinsen all derjenigen, die dieses Scheitern von Anfang an eingefädelt hatten, an den Rand des Wahnsinns.

Marita aber hatte es geschafft, den Wagen aus den Klauen des Zolls zu befreien. Sie war mit allen Wassern gewaschen, fürchtete sich vor nichts und niemand und klopfte die Beamten mit unendlicher Sturheit und weiblichem Charme so lange weich, bis sie es müde waren, sich zu widersetzen. Marita zeigte uns, wie man in Peru mit der Bürokratie umgeht. Wir waren zutiefst beeindruckt und sind ihr bis heute dankbar. In Triumphfahrt wurde der Wagen nun durch die Hafenstadt Callao bis in die erste der vielen Werkstätten geschleppt, die er noch kennenlernen sollte, bis er endlich wieder richtig fuhr.

Da die stinkenden Auspuffgase unseres Jeeps durch geheimnisvolle Luftströme immer genau dorthin gelangten, wo entweder Fahrer, Beifahrer oder hintere Fahrgäste saßen, hatte Kurt eine geniale Idee umgesetzt: Der Wagen erhielt einen sehr langen, nach oben gebogenen Auspuff, so dass sich die Gase mit dem Fahrtwind nach hinten verloren. Außerdem wurde der Jeep von Kurt mit bundeswehrgrünem Teppichboden ausgeschlagen, was den Wagen besonders aufwertete und auch den Lärm, den er nun mal machte, etwas minderte. Bei den Peruanern löste er immer große Bewunderung für die deutsche Wertarbeit aus. Vor allem, wenn er fast senkrecht die kahlen Wüstenberge hinauftuckerte, auf denen selbst die Motocross-Fahrer entweder nach hinten wegkippten oder aber mit durchdrehenden Rädern, Sand wegspritzend, einfach auf der Stelle bleiben mussten. Die Freude an diesem Vehikel, das unser ganzer Stolz war, sollte nicht lange währen.

An jenem 5. Februar hatten wir die alte 16-mm-Bolex-Filmkamera unseres Freundes und Kollegen Luis Figueroa, genannt Lucho, dabei. Er hatte sie uns geliehen, um damit noch eine Fahne zu filmen, deren Bild wir in einen Film über Chile einschneiden wollten. Außerdem mussten wir zur Bank und zum Außenministerium, um eine Reise nach Argentinien vorzubereiten. In Buenos Aires befand sich unser Filmlabor. In Peru gab es kein Labor, das ernst zu nehmen war, außer ein paar rührenden Versuchen von Erfindernaturen wie Juanito Aranibar, der 16- und 35-mm-Filme in der Badewanne entwickelte und dessen Geräte für die richtige Temperatur der Entwicklerflüssigkeit mit den Schaltern alter Gasherde funktionierten.

Lucho, der Besitzer der Bolex-Filmkamera, stammte aus einer alten Dynastie von Fotografen, Malern und Filmemachern und gehörte zur „Escuela Cuzceña“, der Cuzco-Schule, einer Gruppe von Fotografen und Filmemachern, die bis Europa bekannt ist. Lucho ist in Frankreich und in Deutschland unter den Filmhistorikern auch deshalb bekannt, weil er

1973 den ersten Spielfilm in der Inkasprache Quetchua mit dem Titel „Kukuli“ drehte. Das sentimentale Werk über Liebe und Leidenschaft in den Anden ließen Arte und ZDF in den neunziger Jahren für teures Geld restaurieren und ausstrahlen, was in Cuzco heftigsten Neid und Zerwürfnisse über die Autorenrechte unter den Filmschaffenden auslöste. Dort war bereits seit Jahrzehnten ein erbitterter Kampf um die Urheberrechte der frühen, inzwischen weltberühmten, cuzcenischen Fotografien des Martin Chambi, Luchos Vater, und anderer Fotografen entbrannt.

Lucho stammt aus Cuzco. Seine Familie hat besonders langlebige Mitglieder. Als wir 1998 Peru verließen, war seine Mutter bereits über hundertzehn Jahre alt und sehr rüstig. Auch Luchos Schwestern sind steinalt. Als ich anfangs weder Mutter noch Schwestern kannte, sprach ich eine der über fünfundachtzigjährigen Schwestern auf ihren Sohn Lucho an und war damit gründlich ins Fettnäpfchen getreten. Lucho war Lebensgefährte von Marita, die ihn später gegen seinen Willen heiratete. Aber bei der Filmregie hatte meist er das Sagen. Marita übernahm die weniger kreative Arbeit der Produktionsleitung und hielt ihm den Rücken frei. Die Bolex-Kamera war Luchos ganzer Stolz. Mit Lucho und Marita, die längst nicht mehr verheiratet sind, verbindet uns bis heute eine tiefe Freundschaft.

Die Freude an unserem tapferen alten Bundeswehrjeep sollte am 5. Februar ein jähes Ende finden. Wir besaßen keinen Fernseher und hatten an diesem Morgen kein Radio gehört. Dadurch ahnten wir nicht, dass sich an unserem Ziel, dem Zentrum von Lima, eine Katastrophe anbahnte.

Unser Haus war nur wenige Blocks vom Meer entfernt und so gab es in diesem Teil der Stadt namens San Isidro auch in den schönen Sommermonaten des Öfteren Frühnebel, die vom Meer aufzogen. Wir nahmen das Verdeck des Wagens ab, packten Pässe, Flug-Tickets, Geld und Luchos Kamera ein und fuhren die leicht ansteigende, von Bäumen gesäumte Prachtstraße Avenida Salaverry hinauf, in Richtung „Lima quadrada“, des quadratisch eingeteilten Stadtkerns Limas. Je weiter man in Richtung Innenstadt kommt, desto mehr lichtet sich der Nebel, denn der Weg führt vom Meer weg. Am Rand des Stadtkerns, auf der Höhe des verschnörkelten Verkehrsministeriums am großen Platz mit dem Denkmal für den peruanischen Fliegerhelden Jorge Chavez, schien bereits die warme Morgensonne und der Himmel war wolkenfrei. Wir bemerkten, dass einige Autos, die vor uns in der Schlange standen, wendeten und zurückfuhren und auch uns wurden Zeichen gemacht zu wenden. Wir sahen von weitem, wie eine Horde von Menschen mit Schlagstöcken und Steinen, Ketten und Eisenstangen einen Bus stürmte, die Fenster zertrümmerte und auf das Blech eindrosch. Die Fahrgäste stürzten verängstigt auf die Straße.

In uns wallte das Dokumentarfilmerblut. Einer geheimen Macht verpflichtet, pochte es unreflektiert, dumpf, aber sehr präsent und durchsetzungsfähig. Wir stellten das Auto in aller Eile am Denkmal des Fliegers ab und waren uns einig: Das müssen wir filmen, wenn wir schon eine Kamera dabei haben. Dies ist ein Zeichen und das Filmen eine Berufung. Wer eine Kamera vor dem Auge hat, sieht keine Gefahr. Wir rannten in Richtung Bus. Kurt hatte die Bolex fest mit einer Schlaufe an der Hand befestigt und begann mit den Aufnahmen. „Deck mir den Rücken“, rief er mir zu. Ich versuchte mein Bestes, wusste aber nicht genau, wie das gehen sollte.

Ich sah plötzlich Bilder aus Chile vor meinem geistigen Auge: Am 11. September 1973, am Tag des Staatsstreiches, welcher der von den Chilenen gewählten Regierung Allendes ein Ende setzte, waren wir ahnungslos von den Ausmaßen des Militärputsches mit unserer Fotokamera in die von Soldaten besetzte Universität von Concepción gegangen. Auch hier derselbe Impuls: dokumentieren, was geschieht.

Ich „deckte“ also dem filmenden Kurt in Lima, so gut oder so schlecht es eben ging, den Rücken. Aber das Unglück nahm seinen Lauf. Die Meute, eine Gruppe von etwa dreißig Männern, mit ihren Knüppeln, Brechstangen und Eisenketten, die eben noch den Bus zerstört hatte, entdeckte uns, kam wie ein Wolfsrudel auf uns zu und hatte uns sofort umringt. Die

Erinnerung an solche Ereignisse in Todesnähe findet wie im Trickfilm statt: Einzelbildschaltung, Zusammenziehen des Geschehens bei gleichzeitigem ruckartigem Ablauf mit Filmriss.

Sie bedrohten uns und waren bereit, auf uns einzuschlagen. „Film her“, brüllten einige. Kurts Anzug ging in Fetzen. Filmriss, Anzugriss. Ein Mann wollte mir meine Ledertasche entreißen, in der sich Tickets, Geld, Schecks und Pässe befanden. In solchen Momenten werden unglaubliche Kräfte frei; woher sie kommen, weiß kein Mensch. Ich ließ die Tasche nicht los und Kurt konzentrierte sich darauf, den Film aus der Kamera zu holen, was die Meute erst einmal ablenkte. Zugleich versuchte er, mit dem Ellenbogen die Finger abzuwehren, die in seine Hosentasche wollten, in der die Geldbörse steckte. Man gab sich mit der Uhr zufrieden. „Kameradeckel auf, nicht die Kamera hergeben“, so dachte er, „denn sie ist Luchos bestes Stück.“ Kompletter Blödsinn, wenn es so brenzlich ist, aber wir waren ja echte Grünschnäbel im Umgang mit Gewalt. Jemand schlug Kurt das Auge blau. Die Schlaufe der Bolex war so festgemacht, dass man ihm die Hand hätte abreißen müssen, um an die Kamera zu kommen. Auch er dachte an Chile und wollte sich nicht schon wieder sein Werkzeug aus der Hand reißen lassen. Mit zitternden Fingern gelang es ihm endlich, den Kameradeckel zu lösen. Ich war fertig mit dem Leben. Kurt gelang es, die Dreißig-Meter-Tageslichtspule aus schwarzem Metall in die Menge zu schleudern, die sich sofort darauf stürzte. Gut abgelenkt! Es gab in der Gruppe der Angreifer gewisse Zweifel, ob man uns nun eliminieren sollte oder nicht. Die unterschiedlichen Interessen, die es offensichtlich in der Meute gab, konnten wir uns erst viel später erklären und halbwegs einordnen.

„Wir sind ‚Turistas‘“, brüllte Kurt von Anfang an. Vielleicht war das die Rettung, denn „Turistas“ waren gut und brachten Devisen. In späteren Zeiten des Leuchtenden Pfad hätte es in Peru vielleicht erst recht zum „Aus“ geführt, „Turista“ zu sein, aber damals half es. Vielleicht rettete uns aber auch ein älterer Mann, der eine Art Anführer der Meute zu sein schien. Er hatte eine Eisenstange in der Hand und legte schützend den Arm um mich. „Tut ihnen nichts, sie sind harmlos“, rief er den anderen zu. Durch diesen Akt der Barmherzigkeit wurden wir aber noch lange nicht zu gerngesehenen Gästen. Aber besser unbeliebt als tot. „Haut ab“, riefen sie und stießen uns unsanft die Straße hinunter. „Auch Touristen sollen ihre Nase hier nicht reinstecken.“ Reinstecken in was? Warum der Aufstand, der Hass und die Gewalt? Wir sollten es später erfahren - von denjenigen, die schon immer alles gewusst haben, den Filmemacherkollegen im Büro der Gewerkschaft der peruanischen Filmemacher.

Wir liefen mit Kamera und Tasche, aber ohne Film, in Richtung auf unser abgestelltes Auto. Wir sahen schon von weitem, wie der Jeep auf der Seite lag und Qualm aus ihm aufstieg.

„Der Jeep brennt“, rief ich.

„Ja, ja“, keuchte Kurt völlig erschöpft, „da kannst du nichts machen.“

Er hatte schon immer die seltene Gabe, sich bereits während des Ablaufs einer Katastrophe mit dieser abzufinden und dem Entsetzen - oder gar der Trauer - keinen Spielraum zu geben.

„Er hat nur wenig Benzin“, rief Kurt mir zu.

Tröstlich. Dennoch wagten wir es nicht, uns dem Wagen zu nähern. Noch war die Meute um uns herum und drängte uns ab. Sie ahnten nicht, dass es unser Jeep war, und das war besser so, denn sonst hätten sie vielleicht gedacht, dass wir vom Militär sind. Man konnte ja nicht wissen, wie sie dazu standen. Die Gruppe wandte sich anderen Zielen zu. Die Qualmwolke über unserem Jeep, der noch immer eine Hamburger Nummer hatte, wurde immer größer und Flammen schossen aus ihm heraus. Wir drehten uns ab und zu nach ihm um, liefen dann aber erschöpft, zerfetzt und verletzt die Avenida Salaverry hinunter. Plötzlich stand ein Mann vor uns und übergab uns die Spule mit dem Film. Er hatte offensichtlich Interesse an einer Veröffentlichung der Aufnahmen. Wir nahmen den Film dankend entgegen, aber das nutzte wenig, denn der Film war durch das Tageslicht verdorben.



Wir gingen zum Büro der Filmemachergewerkschaft in der nahen Avenida Arequipa, in dem Lucho eine Zeit lang Quartier bezogen hatte und wo immer etwas los war. Die Kollegen, die dort versammelt waren, sahen uns entsetzt an und halfen uns. Aber bald folgte die Moralpredigt: Wie wir es wagen konnten, uns aus dem Haus zu trauen, wo doch die Polizei streikte...? Ob wir denn kein Radio hörten, von Chile nicht die Schnauze voll hätten, weltfremd wären oder Schlimmeres? Ja ganz direkt: Ob wir denn wirklich so blöde Gringos wären, die sich in Lebensgefahr begäben, wo doch die ganze Stadt brenne, Tausende von Menschen die Läden aufbrächen, plünderten, mordeten und die APRA-Partei ihre Schlägertruppe aussende, um für noch mehr Chaos zu sorgen, und die Zeitungsverlage des „Expreso“ und der „La Republica“ brennten? Nein, von alledem hätten wir nichts gewusst, gaben wir kleinlaut zu. Der Präsident, General Velasco, war unter großen politischen Druck geraten. Die Polizei streikte und die Militärs griffen nicht ein, bis Velasco gewisse Zugeständnisse gemacht hatte.

Natürlich sei auch er unterwegs gewesen, um zu filmen, gab Jorge Vignati zu, schließlich wisse er ja, was man dem Berufsstand schulde, aber bitte: mit allen Vorsichtsmaßnahmen. Ich dachte an das alberne „Rückendecken“ und Ähnliches, war aber für eine Widerrede damals zu erschrocken. Vielleicht war es ihm besser ergangen, weil er nicht aussah wie ein Ausländer. Oder weil er aus dem Fenster einer Wohnung heraus gedreht hatte. Wer weiß. Ich weiß jedenfalls heute, und wir wissen es alle, dass auch das nicht immer hilft.

Peru ist ein Land der Dritten Welt, mit einer großen, bettelarmen Bevölkerung in den Außenbezirken von Lima. Die Wohlhabenden hatten schon immer die Horrorvision, dass die Armen aus den Elendsvierteln zu Tausenden kommen und sich in der Stadt bedienen. Das wäre doch verständlich angesichts der ungerechten Verteilung von Gütern, oder? Wenn man sein Leben lang nur von einem Eisschrank geträumt hat oder auch nur von einem Radio und es sich plötzlich einfach so nehmen kann.

Das wussten auch die Stoßtruppe der APRA-Partei, die selbst an die Macht kommen wollte, und brachen reihenweise die heruntergelassenen Rollläden der Geschäfte auf, um den Plünderern die Arbeit zu erleichtern. Über die ehrwürdige Plaza de Armas von Lima schoben plötzlich Menschen Eisschränke vor sich her, bis die nächste Meute, der nächste hungrige Wolf kam, den bisherigen Besitzer außer Gefecht setzte und das geplünderte Gut dann selber weiterschob. Gegen Nachmittag war das Chaos total. Die Plünderer hatten noch nicht genug. Immer mehr Menschen strömten in die Stadt und befriedigten ihren unstillbaren Hunger nach den Gütern der Zivilisation. Gegen vier Uhr rückte das Militär mit Panzern in die Stadt ein und stoppte auf seine Art den Aufstand. Dabei verloren mehr als tausend Menschen ihr Leben.

Uns fiel ein, dass ein Aufstand dieser Größenordnung auch in der deutschen Tagesschau erwähnt werden könnte. Und wenn dann jemand die Bilder von unserem brennenden Jeep mit der Hamburger Nummer sähe? Am Ende sähen es gar unsere Familien, denn die ließen eigentlich keine Tagesschau aus, und dann würden sie sich schwere Sorgen machen. So riefen wir in Mainz an, um zu sagen, dass uns nichts passiert war. Dort wusste Gott sei Dank niemand etwas von einem Aufstand oder einem brennenden deutschen Jeep. Nachdem geklärt war, dass wir alles gut überstanden hatten, sagte meine Mutter: „Na schön mein Schatz, uns geht es auch gut, wir gucken grad’ im Fernsehen ‚Mainz wie es singt und lacht’.“

Die Qualmwolke des Jeeps war sehr weit zu sehen - zum Glück nicht bis Mainz. Der schwarze Fleck, den seine Asche und sein verbranntes Öl verursacht hatten, blieb noch etwa fünfzehn Jahre lang sichtbar, denn in Lima regnet es so gut wie nie. So konnten wir allen Besuchern, die mit uns an der Plaza Jorge Chavez vorbeifuhren, den Fleck zeigen und bei Interesse die Geschichte von unserem verbrannten Jeep und dem Aufstand des 5. Februar erzählen.

Die Regierung Perus gab uns später zum Trost einen Ausweis als „Damnificados del 5 de Febrero“, was so viel heißt wie „Geschädigte des 5. Februar“, und einen Kredit, mit dem wir bald darauf von Freunden einen alten deutschen Volkswagen kauften, der uns nahtlos in neue Abenteuer tragen sollte.

Danke Peru.

## Die Brücke aus Gras

1979

Jorge Vignati, der mit uns schon lange als Kameramann zusammenarbeitete, zeigte uns eines Tages seine aufregenden Filmaufnahmen vom Bau einer Brücke aus Pampagras, die einen reißenden Andenfluss überspannt. Sie wird seit Inkazeiten jährlich neu von drei Bauerngemeinden geflochten - ohne jede westliche Technik, ohne finanzielle oder sonstige Hilfe von außen. Die Brücke aus Gras, Qhishwachaca, ist ein einmaliges Zeugnis indianischer Kultur und indianischer Gemeinschaftsarbeit. Sie ist achtundsechzig Meter lang und überquert in gut sechzehn Metern Höhe den Apurimac-Fluss, dessen Name auf Quetchua „Sprechender Gott“ bedeutet. Im Januar, wenn die Feldarbeit ruht, treffen sich alle arbeitsfähigen Mitglieder der umliegenden Gemeinden, um tausende Meter Graszöpfe zu flechten und die Brücke zu bauen.

Wir nahmen die ungeschnittenen Aufnahmen mit zum Süddeutschen Rundfunk nach Deutschland und bekamen den Auftrag, über den Bau der Brücke und das Leben der Brückenbauer einen fünfundvierzigminütigen Dokumentarfilm zu drehen.

Die Reise führte zunächst im Flugzeug nach Cuzco, der einstigen Hauptstadt des Inkareiches, und von dort aus in die unwegsamen Höhen der Anden Perus. Jorge und seine Frau Sonja hatten alles gut vorbereitet. Anisetto, unser Mitarbeiter aus Lima, war als Assistent dabei. Wir starteten in einem alten, gemieteten Jeep und hatten Decken, Lebensmittel, Kerzen, Kokablätter für die Bauern und Schnaps zum Aufwärmen in der eisigen Höhe dabei. Der Jeep war voll. Die Regenzeit hatte die ohnehin schon miserablen Landstraßen nicht besser gemacht.

Bei unserer Ankunft musste erst einmal von der Dorfgemeinschaft und ihren Vertretern darüber abgestimmt werden, ob wir bleiben und drehen durften. Hier oben herrschen die Gesetze der Comunidad, der indianischen Gemeinschaft. Feierlich erhielten wir die Drehgenehmigung.

Es wurden drei spannende, erlebnisreiche Wochen, in denen wir das Leben in Qhewe und den umliegenden Gemeinden ausgiebig filmten und die Menschen fragten, wie sie leben, wie sie die Brücke bauen, ihre Felder bestellen, ihre Kranken heilen. Wir schliefen im Gemeindesaal auf dem Fußboden, wo es eiskalt und feucht war, und aßen bei der Dorfschullehrerin, deren Arbeit ihr Zeit ließ, um für uns zu kochen. Alle kannten uns und waren sehr freundlich. Vor allem für die Kinder waren die Geräte, die wir dabei hatten, immer etwas, das ihnen Spaß machte. Durch die Kamera gucken, etwas vorsingen und dann den Ton hören, den Ton zum Spaß mit Echo hören und sich von uns etwas über Cuzco und Lima erzählen zu lassen, das konnte sie stundenlang unterhalten.

Die jüngeren Brückenbauer erzählten uns von „El Chiaraque“, einer rituellen Schlacht, die sie einmal im Jahr in der Nähe machen, und luden uns ein, das Schauspiel zu filmen. Angeblich würde der Brückenbau gegenüber dieser Schlacht verblassen. Bei „El Chiaraque“ aber fließt alljährlich viel Blut und es gibt meist einen oder mehrere Tote. Die Mutter Erde braucht Blut, sagen sie, und so kämpfen einmal im Jahr Gemeinden, die sonst friedlich miteinander leben, gegeneinander und setzen dabei Steinschleudern als tödliche Waffen ein. Die Schlacht findet in einer hügeligen Landschaft, nicht weit vom Rio Apurimac, in großer Höhe statt. Zu Fuß oder auf Pferden gehen die feindlichen Parteien aufeinander los. Dabei helfen auch die Frauen mit. Sie haben alle Hände voll zu tun, für Essen und Trinken zu sorgen, die Kämpfer anzufeuern und die Verletzten zu versorgen.

El Chiaraque ist mehrmals von peruanischen Filmemachern gefilmt worden, aber immer unter Einsatz des Lebens, denn im Kampfgetümmel, mit viel Alkohol, ist ein Filmteam schnell der erste Feind oder wird aus Übermut, aus Angeberei, auch aus Neid oder aus Versehen verletzt. Das ist später nicht mehr nachzuvollziehen.

Wir verzichteten dankend auf die Einladung und blieben beim Brückenbau. Der Stolz der Brückenbauer ist riesig, wenn die Brücke nach drei Tagen fertig ist. Sie ist ein Meisterwerk. Ein großes Fest mit viel Tanz und Musik ist der Höhepunkt am Ende des Baus.

Man vermutet, dass der Inka Pachacutec die Brücke zum ersten Mal bauen ließ. Früher gab es überall im Inkareich solche Brücken und die Chronisten erzählen, dass es eigens einen Brückenwart für jede Brücke gab. Die Spanier hatten Angst, die Brücke über den Apurimac zu überqueren, für sie war sie ein zu schwankender Steg. Größere Tiere, wie Lamas oder Pferde, können die Brücke nicht betreten.

Wir hatten Fotos vom Bau der Brücke mitgebracht, die Jorge damals gemacht hatte, und auch den stummen, ungeschnittenen Film vom Bau der Brücke. Es gibt keinen Strom in Qhewu. Wir hatten deshalb einen benzinbetriebenen Generator und unseren 16-mm-Projektor dabei. Wir transportierten alles zu einem fernen Gehöft, um den Meistern des Brückenbaus die Aufnahmen zu zeigen, die Jorge im Vorjahr gemacht hatte. Es war das Ende der Dreharbeiten und wir waren nun weniger unter Spannung. Die Projektion klappte und die Brückenbauer blickten fasziniert auf das weiße Betttuch, das als Leinwand diente. Plötzlich erschien der Vollmond hinter den Wolken. Jorge holte die Kamera heraus und filmte, wie die Brückenbauer sich selbst im Film sahen und wie der Mond die Szene beleuchtete. Sie hatten noch nie im Leben einen Film gesehen. Diese Szene wurde die schönste im ganzen Film.

Jahre danach kamen auch andere Filmteams, um die Brücke aus Gras zu filmen. Es kam eine peruanische Werbefirma, die dort einen Spot für das berühmte Bier aus Cuzco drehte. Auch eine große Filmfirma aus Hollywood kam. Die Brückenbauer waren vom lauten und respektlosen Auftreten der Hollywood-Company nicht begeistert und schnitten die Brücke in der Nacht ab.

Ein deutscher Regisseur kam zu uns nach Lima, wo wir ihm kollegial alles über den Brückenbau erzählten. Er war schlau genug, uns nichts von seinen Filmplänen zu verraten. Wir schenkten ihm dann noch unser Kinderbuch „Die Brücke aus Gras“. Sein Film, den wir in Deutschland im Fernsehen sahen, gleicht etwas zu sehr dem unseren. Selbst die Formulierungen des Kommentars sind uns mehr als vertraut...

Den letzten Versuch, den Brückenbau zu filmen, startete erneut ein deutsches Fernseherteam. Der Versuch ging schief. Die Bauern bewarfen das Team mit Steinen, so dass die Filmer fliehen mussten.

Wir haben immer darauf geachtet, dass wir uns überall, wo wir gefilmt haben, wieder sehen lassen dürfen. Wir versuchten, den Menschen mit dem gebotenen Respekt zu begegnen, und haben uns an die Abmachungen gehalten, damit nach uns auch andere dort gern gesehene Gäste sein konnten. Leider hinterlassen viele Teams „verbrannte Erde“.

Was ist in den vielen Jahren geschehen, seit wir damals den ersten Film über die Brücke gedreht haben? Die Brücke war immer schwer zu finden. Unser Film hat sie bekannt gemacht, so dass immer wieder Abenteuerlustige aufbrachen, sie zu suchen. Haben unsensible Teams und Touristen die Ruhe der Andenbewohner gestört, sich daneben benommen? Heute zweifeln wir daran, dass wir den Menschen dort einen Gefallen getan haben, wenn wir immer wieder bereitwillig Auskunft gaben, wenn man uns fragte, wie man zur Brücke kommt. Es ist gewiss viel Porzellan zerschlagen worden. Vielleicht hätte die Gemeinde auch den wachsenden Tourismus selbst in die Hand nehmen können, wie es anderswo in Peru, z.B. auf der Insel Taquile im Titicacasee, ist, aber das ist hier nicht gelungen und auch nicht versucht worden. Schade.

Jahre später schrieben und zeichneten wir ein Kinderbuch mit dem Titel „Die Brücke aus Gras“. Es erschien erst auf Deutsch, dann auf Spanisch, Quechua, Englisch, Holländisch und Portugiesisch. Vielleicht erscheint es eines Tages auf Ungarisch. Monika, eine Freundin von uns, ist Ungarin und hat die Übersetzung zusammen mit ihrer Mutter gemacht. In diesem Buch erzählen wir, wie das allererste Pampagrasseil vor fünfhundert Jahren auf die andere Flussseite kam: mit Hilfe eines Kondors.

Das Buch wurde - und wird - in Schulen und Kindergärten benutzt, zu einem Theaterstück umgesetzt und Teile daraus wurden für Schulkinder zu einem Lied vertont. Der Film wird bis heute oft gezeigt und bekam zwei Preise auf internationalen Filmfestivals.

### *Brückenerlebnis – subjektive Sicht*

Wir waren in der Nacht mit unserem gesamten Team in Qhewe angekommen. Kurt hatte sich eine Erkältung geholt. Er war oft erkältet, wenn wir in den Anden drehten. Bei körperlichen Belastungen, dem Stress des Drehens und den mehr als bescheidenen Übernachtungsmöglichkeiten, die wir meistens hatten, ist eine Erkältung widerwärtig. Wir wohnten alle zusammen in einem großen Raum auf dem knarrenden, geölten Holzfußboden im Saal der Gemeinde Qhewe, den uns die Dorfältesten freundlich überließen. Es war eiskalt, besonders in der Nacht. Wir befanden uns über viertausend Meter hoch. Jorge schnarchte fürchterlich und Anisetto, der Assistent, ebenfalls - also war an erholsamen Schlaf kaum zu denken. Das Plumpsklo befand sich in der äußersten Ecke des riesigen Grundstücks, das auch als Friedhof diente. Hier sollen nachts die Seelen der Verstorbenen umgehen, erzählten die Bewohner von Qhewe.

Am nächsten Morgen wollte Kurt wegen seiner Erkältung erst mal nicht zur Brücke gehen. Jorge, Sonia und ich machten uns allein auf den Weg. Wir kamen auf die kleine Plaza von Qhewe. Der Dorfpolizist führte, wie jeden Tag, sein Schwein aus. Es lief brav an einer Leine wie ein Hund. Der Polizist ging mit ihm immer um den einzigen Baum herum, der in der Mitte der Plaza stand. Die Dorflehrerin fand das skandalös: „Das Schwein auf der Plaza ist eine Schande für das Dorf“, schimpfte sie, „überall macht es seine Haufen hin.“ Der Polizist blieb völlig ungerührt und am nächsten Tag ging er wieder mit seinem Schwein spazieren. Die Lehrerin kochte für uns, so sahen wir sie täglich und hörten ihre Klagen über den Polizisten schon vom ersten Tag an. Wir aber verstanden den Polizisten, der im Dorf nicht gebraucht wurde, denn hier oben gab es keine Kriminalität und Streitfälle wurden von den Dorfbewohnern und ihren eigenen Autoritäten wie eh und je beigelegt.

Noch ein paar Schritte, dann waren wir aus Qhewe raus und auf dem Schotterweg, der zur Brücke führte. Er wurde immer enger. Der Rio Apurimac toste weit unter uns. Der Abhang war sehr steil und wir sahen die großen, trüben Strudel des Flusses. Er hatte ein tiefes Bett in die Schlucht gegraben. Um die Felder der Bauern zu bewässern, liegt er zu tief. So eilen seine riesigen Wassermassen wild und ungenutzt dem Urwald zu. Wir sahen die Brücke.

Grau war sie, alt, zerzaust und sie hing ziemlich durch. Sie war schon zwei Jahre nicht mehr erneuert worden und auch die Bewohner der umliegenden Dörfer und Gehöfte benutzten sie nicht mehr, denn sie war morsch und ihr Anblick nicht gerade vertrauenerweckend. Wir gingen weiter. Der Weg wurde immer schmaler, so dass wir die Gräser am Rand streiften. Es ging sehr steil bergab zu den Brückenpfeilern aus Stein und Kalk, an denen die alten Graszopfseile verankert waren. Wir mussten sehr aufpassen, um keinen Stein loszutreten und abzurutschen. Ich ging ein paar Schritte in Richtung auf die alte Grasbrücke, prüfte mehr zum Spaß die morschen Zöpfe, sah die klaffenden Löcher im Geflecht.

Es war plötzlich wie ein Magnet, der mich weiter auf die Brücke zog. Ich hangelte mich an den Seilen entlang und lachte Jorge und Sonia zu. Ich sah in ihre Gesichter und ahnte, dass ihnen das Blut in den Adern gefror. Sie sagten nichts - aber sie lachten auch nicht. Jorge machte ein Foto. Eigentlich hätte ich ja umkehren können, aber ich tat es nicht. Ich drehte mich nicht mehr nach den beiden um, denn nun musste ich aufpassen. Die morsche Brücke war überall offen und was das Schlimmste war: Eines der oberen Geländerseile der zweiten Brückenhälfte war heruntergefallen und hing an einigen Stellen tiefer als die geflochtenen Grassprossen. Ich sah den tosenden Apurimac sechzehn Meter unter mir und war überzeugt, dass ich nicht in den Fluss fallen würde. Ich dachte, dass ich ja als ehemalige südwestdeutsche Meisterin gut genug schwimmen könne, falls ich dennoch hineinfallen würde. Meiner naiven Meinung nach bestand keine Gefahr, also hangelte ich mich weiter voran. Außerdem wusste

ich, dass in der jahrhundertelangen Geschichte der Brücke nur ein einziger Unfall bekannt wurde: Eine alte Frau überschritt die schon morsche Brücke, fiel in den Fluss und wurde nicht mehr gefunden. Ich war keine alte Frau, sondern erst neunundzwanzig.

Ich war auf der Mitte angekommen und es fehlte nicht mehr viel bis zur anderen Seite. Eigentlich wollte ich nur bis zur Mitte gehen, dann aber dachte ich: „Wenn du bis zur Mitte gekommen bist, dann kannst du genauso gut ganz hinüber gehen, dann zur eisernen Brücke flussabwärts laufen und bequem den Apurimac überqueren.“ In keinem Moment fühlte ich Angst. „Es gibt Menschen, die zu dumm sind, um Angst zu haben“, sagte meine Freundin Gisela einmal. Ob sie mich gemeint hatte?

Die Spanier mieden die Brücke als Ort des Grauens. Aber warum? Sie konnten doch die Brücke überqueren, als sie gut in Schuss war. Die inkaischen Brückenwächter ließen solche halsbrecherischen Löcher wie diese niemals zu.

Das waren die Überlegungen, während ich weiterkletterte und darauf achtete, nicht in die gähnenden Öffnungen zu stürzen. Aber ich war noch lange nicht drüben. Die Brücke hing in tiefem Bogen herunter und nun begann eine Steigung, die es in sich hatte - ohne das rettende Geländer, das nicht an seinem Platz war. Aber nach einigem Klettern war zumindest die Brücke geschafft und ich winkte Sonia und Jorge zu. Sie müssen mich vom ersten Moment an für verrückt erklärt haben - das steht fest. Auf der anderen Seite gab es einen sehr steilen, rutschigen Pfad, der mangels Benutzung völlig zugewachsen war, und so beschloss ich, anstatt weiter hochzuklettern, wieder über die Brücke zurückzugehen, denn sie hatte ja problemlos gehalten.

Endlich war ich wieder bei den Freunden, die sichtlich erleichtert waren. Wir gingen den Weg hinauf, zurück ins Dorf. Als wir Kurt von der Überquerung erzählten, war er entsetzt. „Du musst von allen guten Geistern verlassen sein“, sagte er kopfschüttelnd. Ich nahm die Kritik schweigend an, dachte aber das Gegenteil: „Alle guten Geister haben mir beigestanden, sonst wäre ich nicht heil zurückgekommen.“

Wenige Monate nach Drehschluss adoptierten wir Florian. Seit wir Kinder hatten, wurde ich vorsichtig. Ab und zu läuft mir noch ein Schauer über den Rücken, wenn ich an den Leichtsinn denke. Traurig macht mich, dass ich heute, nach vielen Lebenserfahrungen, oft nicht mehr so viel Zuversicht in die eigenen Fähigkeiten habe. Dann muss ich mich fragen und fragen lassen, warum ich jetzt manchmal höchstens bis zur „Mitte“ gehe und dann umkehre...oder, je älter ich werde, gar nicht erst den Fuß auf einen schwankenden Steg setze. Das ist schade.

## Goldfieber am Muttergottesfluss

1981

Der Film, „Die Brücke aus Gras“, den wir 1979/80 drehten, hatte dem Redakteur des SDR Stuttgart gut gefallen. Bald darauf boten wir dem Sender ein neues Thema an: Die peruanischen Zeitungen berichteten von einem Indianer, der im Rio Madre de Dios, dem Muttergottesfluss im südöstlichen Urwald Perus, einen großen Goldfund gemacht hatte. Es dauerte nicht lange, da lockte das Goldfieber Tausende an. Eine große Migrationswelle aus den armen Andenregionen und von der Küste begann.

Bereits die Inkas waren auf der Suche nach Gold, aber sie nutzten die daraus kunstvoll hergestellten Gegenstände ausschließlich zu kultischen Zwecken. Gold symbolisierte die Tränen der Sonne und hatte keinen materiellen Wert. Die spanischen Eroberer gaben Gold den monetären Wert und kannten keine Gnade im Umgang mit den Inkas. Hunderttausende schufteten für die Spanier in den Goldminen und kamen dabei um. Die kunstvollen Gegenstände aus Gold wurden kurzerhand eingeschmolzen.

Wir erstellten ein Exposé mit unseren Recherchen über die Umstände und die Folgen des Goldfiebers und erhielten den Auftrag, einen fünfundvierzigminütigen Dokumentarfilm zu drehen. Vor uns lag eine spannende Arbeit. Jorge Vignati kam als Kameramann mit, als Aufnahmeleiter Pedro Neira, ein Katalane, der in Belgien Film studiert hatte, in Peru lebt und der später in unsere Filmproduktionsfirma Panorama Producciones einstieg. Mario Jakob, ein uruguayischer Filmemacher, war unser Tonmann und Anisetto der Assistent. Ein zahlreiches Team für einen Dokumentarfilm, aber damals waren die Geräte schwer und umständlich zu handhaben und Filme in derart gottverlassenen Gegenden sind nicht einfach zu realisieren.

Wir hatten die Idee, einen Mann aus den Anden zu suchen, dessen Weg in den Urwald wir nachvollziehen wollten. Unsere Suche begann im Departamento Madre de Dios. Wir flogen zunächst mit einem regulären Linienflug nach Cuzco. Die Flüge nach Cuzco starteten von Lima in aller Herrgottsfrühe und so holte uns der Fahrer zu Hause ab und wir fuhren zum Flughafen Jorge Chavez. Erst einchecken, denn eine Filmcrew hat viel Gepäck dabei. Es ist in ganz Peru wichtig, die Gepäckstücke immer im Auge zu behalten. Überall gibt es Profis, die nichts anderes im Sinn haben, als Gepäckstücke verschwinden zu lassen.

Einmal kamen wir bei einer Filmreise morgens todmüde mit dem Zug in der Stadt Arequipa an und hatten einen Preis mit einem Taxifahrer ausgemacht, der uns zum Hotel bringen sollte. Er half uns mit dem Gepäck und unbemerkt hatte sich ein junger Mann dazugesellt, der mithalf. Er war schon drauf und dran, sich mit dem Koffer, in dem die belichteten Rollen lagen, aus dem Staub zu machen. Ich sprach ihn an und er sagte, er sei der Assistent des Fahrers. Aber der wusste von nichts. Der junge Mann verschwand schleunigst, Gott sei Dank ohne unseren Koffer. Die Negativversicherung hatte Glück gehabt! Wir hätten alles neu drehen müssen, alle Strapazen noch einmal erleben dürfen.

Die Kamera und das teure Tonbandgerät Nagra 4.2, genannt: „Die Babies“, kamen mit in die Kabine. Die weniger empfindlichen Geräte und die Reisetaschen wurden aufgegeben. Dann hatten wir noch Zeit für ein Frühstück im Flughafenrestaurant und konnten uns in Ruhe auf die kommenden Abenteuer gefasst machen.

Unzählige Male sind wir von hier gestartet: Lima im Winter. Nebel bis zu einer Höhe von circa achthundert Metern über der Stadt und an der Küste, dagegen strahlende Sonne in den Bergen, wenn dort Trockenzeit ist. Im Sommer ist es umgekehrt: strahlende Sonne über Lima, warmes Wetter; in den Anden Wolken, Blitz und Donner. Regenzeit. Die Temperaturen in den Anden sind dann milder, aber es schüttet oft ohne Gnade und die Straßen sind in miserablen Zustand. Das gilt auch für den Urwald, wo es dann monatelang keine befahrbaren Wege mehr gibt und das Hochwasser die Flüsse zu Ungeheuern werden lässt.

Die Flugroute führt von Lima ein Stück nach Süden an der Küste entlang. Jeder der vielen Strände ist bei gutem Wetter zu erkennen und mit jedem verbinden sich Erinnerungen an warme Sommer, sanfte oder hohe Wellen, das Cebiche, das peruanische Nationalgericht aus rohem, mariniertem Fisch, das man mit den Freunden oder der Filmgruppe aß, den Kindern, die im Sand buddelten und langsam groß wurden. Sie wuchsen heran, surfen in den Wellen, gaben irgendwann ihrer Freundin den ersten Kuss. La Herradura, Villa, Pulpos, El Silencio, San Bartolo, Santa Maria, Pucusana, Bujama, Asia. Erinnerungen an die vielen Ertrunkenen, bekannte und unbekannt, gehen einem durch den Kopf.

Auf dem hohen Felsvorsprung des Salto del Fraile, kurz vor La Herradura, filmten zwei Kollegen die herannahenden Wellen. Wie immer sah das Auge des Kameramannes nur sein Objekt und nicht die Gefahr. Er und sein Assistent wurden von einer gewaltigen Welle erfasst und ins Meer geschleudert. Sie überlebten es nicht.

Irgendwann biegt der Flieger links ab und überquert die Anden. Die Anden beginnen mit den Yungas, den trockenen, schmutziggelben Bergen, die manchen Wanderer nicht heimkommen ließen. Von oben gesehen ist es kaum vorstellbar, dass hier Menschen leben. Aber die Yungas sind durchschnitten von schmalen, fruchtbaren Flusstälern, in deren mildem Klima die Menschen sehr alt werden können. Dann sind die Gletscher plötzlich zum Greifen nah: unvermeidbar der Gedanken an die uruguayische Fußballmannschaft, die vor vielen Jahren in den Anden abgestürzt war. „Esst meine Mutter zuletzt“ war damals ein Titel der Bild-Zeitung, die darüber berichtete, wie die Überlebenden die Toten aßen, um nicht zu verhungern.

Wenn in Peru nicht gerade die Cholera wütet oder das Auswärtige Amt wegen Terrorismus vor Peru-Reisen warnt, sind die Flüge nach Cuzco gut mit Touristen besetzt. Eine Reise nach Cuzco und Machu Picchu ist für viele Menschen ein Traum. Wir landeten in Cuzco. Das Landen in dieser Stadt ist durch die Winde, die von den Bergen kommen, jedes Mal eine Herausforderung für die Piloten, aber das sind geübte Kerle, die mangelnde Technik durch Erfahrung ausgleichen.

Jeder Ankommende schnauft erst einmal tüchtig, denn die Höhe von dreitausendvierhundert Metern ist gewöhnungsbedürftig und nicht für alle erträglich. Aber dafür gibt es im Hotel sofort einen Tee aus Kokablättern. Auch Zitrusfrüchte oder deren Saft helfen oder Coramin, eine Art Traubenzucker, den jeder Filmemacher in Peru, der in der Höhe arbeiten muss, kennt. Auch das Kauen der Kokablätter hat uns schon so manchen Höhengschwindel, schlimmen Hunger, Durst oder Kälte und Erschöpfung vertrieben.

Cuzco ist Jorge Vignatis und Anisettos Heimatstadt. In Cuzco kann Jorge keinen Schritt gehen, ohne dass ihm nicht jemand begegnet, der ihn kennt. Alle begrüßen sich herzlich und umarmen sich. Jorge ist ein wichtiger Sohn dieser Stadt. Als Kameramann ist er Autodidakt. Aber er hat schon mit sehr bekannten Regisseuren für Spielfilme und für die Fernsehanstalten vieler Länder gearbeitet und dabei viele Länder bereist. Ihm vertrauten wir professionell und menschlich. Jorge kann durchhalten, ist bescheiden, hat Humor und er versteht, liebt, kennt sein „Pueblo“, sein Volk. Er kann gut zuhören und empört sich gegen jede Ungerechtigkeit. Jorge sagt:

„Ich liebe mein Land, auch wenn es an manchen Stellen nach Pipi riecht.“ Das stimmt, im wahrsten Sinne des Wortes und bedeutet auch im übertragenen Sinne, dass hier vieles im Argen liegt: Es gibt sehr viel soziale Ungerechtigkeit, Korruption und Kriminalität, die meist durch die extreme Armut bedingt ist. Die Schönheit der magischen Stadt Cuzco, das interessante Land Peru mit seiner faszinierenden Geschichte, die Genügsamkeit, Geduld, Kreativität und Lebensfreude seiner Bewohner lassen es unwichtig werden, dass es nicht überall nach Veilchen duftet.

Von Cuzco aus starteten wir in einem kleinen Flugzeug nach Puerto Maldonado, der Hauptstadt der gleichnamigen Urwaldprovinz. Es sind kaum mehr als zwanzig Minuten Flug



über die Anden, dann über das unendliche grüne Meer aus Bäumen und die Mäander eines unüberschaubaren Flusssystem.

Wie viele spanische Eroberer haben dort unten ihr Leben gelassen, weil sie von der Gier nach Gold getrieben waren und unendliche Strapazen und Gefahren auf sich nahmen, um reich zu werden. Damals ging die Sage vom inkaischen Goldland „Paititi“, das dort unten irgendwo im Dschungel verborgen sein sollte, und noch heute machen sich große Expeditionen auf den Weg, um es zu finden. In der Regenzeit dauert die Reise von Cuzco bis Puerto Maldonado im Lastwagen viele Tage, manchmal sogar Wochen.

Das alte, kleine Flugzeug war bis auf den letzten Platz besetzt. Die Passagiere dieser Flüge waren keine eleganten Geschäftsleute oder Touristen. Es waren Goldsucher, Abenteurer, Minenbesitzer und Händler. Die Sitze glichen lockeren Zähnen, die jeden Moment ausfallen konnten. Das Anschnallen war also eigentlich sinnlos. Man brauchte sich nicht lange umzuschauen, um überall Teile zu finden, die nicht an ihrem Platz waren - einige Sauerstoffmasken hingen von der Decke und es machte den Eindruck, als ob das Flugzeug schon lange keine Mechaniker mehr gesehen hatte. Man muss schon eine gute Portion Gottvertrauen oder Fatalismus mitbringen, um an eine glückliche Landung zu glauben. Aber sie kam. Inmitten einer roten Staubwolke setzte die Maschine auf der Lehmplatte des Flughafens von Puerto Maldonado auf, sprang ein wenig auf und ab und rollte langsam aus. Aufatmen.

Fahrer von Motorrad-Taxis und klapperigen Wagen boten ihre Dienste an. Wir nahmen den offenen, alten Bus, der die Gäste des Hotel de Turista beförderte. Puerto Maldonado ist eine Art Pionierstadt. Sie hatte damals keine Asphaltstraßen und war, wie viele Urwaldstädte, einfach so und völlig planlos entstanden. Die Häuser waren Bretterbuden, es gab keine Abwasseranlagen, kaum irgendwo fließend Wasser, keine Straßenbeleuchtung.

Hier formierte sich in den sechziger Jahren die Guerilla-Bewegung um den Dichter Javier Heraud. Er und seine Getreuen starben in diesen Wäldern, nachdem die Mission gescheitert war. „Ich habe keine Angst zwischen Bäumen und zwischen Vögeln zu sterben“, heißt es in einem seiner Gedichte. Freunde von uns in Lima erzählten davon, wie sie als junge Studenten zur Guerilla von Javier Heraud gehen wollten und sich in den Bars Mut dazu antranken. Dann schwärmten sie vom Leben als Guerilleros und sofften unendliche Mengen Bier und Schnaps. Eine mutige Gruppe brach gegen Nachmittag auf, ohne große Vorbereitungen zu treffen. Sie fuhren im Bus dreihundert Kilometer nach Süden bis in die Stadt Ica. Dort angekommen, suchten sie die nächste Bar an der Plaza auf, um zu planen, und sofften weiter.

„Was wird meine Mutter sagen, wenn ich nicht nach Hause komme?“, fragte einer der zukünftigen Guerilleros. Die anderen wurden ebenfalls nachdenklich. Sie waren einfach in den Bus gestiegen und losgefahren, ohne jemandem Bescheid zu sagen, fast ohne Geld, dafür aber mit einem Riesendurst. Sie tranken weiter und malten sich bis zum Morgengrauen das romantische Leben als Volkshelden aus. Als die Bar geschlossen wurde, schliefen sie ihren Rausch im Park aus. Dann nahmen sie den nächsten Bus zurück nach Lima.

Eine Gedenktafel am Fluss bei Puerto Maldonado erinnert an Javier Heraud.

Das Hotel lag in der Nähe des Flusses und war sehr einfach. Ohne Klimaanlage, ohne Luxus, mit großen, trägen Ventilatoren, die die schwüle Luft umdrehten, hatte es den Charme einer Wildwestbude. Es gab eine Bar und in einem kleinen Innenhof ein Minischwimmbad mit milchigem, warmem Wasser. Der erste Eindruck war wohl der richtige: Wir waren im Wilden Westen. Die Tür eines der Zimmer stand offen und so konnte man auf dem Nachttisch einen Revolver liegen sehen, den der Zimmerbewohner einfach dort herumliegen ließ. Das Hotel war voller Glücksritter, Goldsucher, Abenteurer, Geschäftsleute, Waffenhändler, Schmuggler.

„Ármame la carpa“, rief ein dicker, von der Sonne rot verbrannter Mann in Frottélatzchen und Bademantel auf dem Gang. Darunter konnten wir uns nichts vorstellen. „Ármame la carpa“ heißt: „Bau mir das Zelt auf!“ Welches Zelt? Wir warteten ab, was der

Satz bedeuten möge. Eine junge Urwaldschönheit in kurzem Röckchen erschien in der Tür mit einer Flasche Rum, einem gefüllten Eisbehälter und Eiszange, einem Glas, einer Tischdecke und einer Zitrone. Sie eilte an dem roten Mann mit dem Sonnenbrand - offensichtlich ihr Chef oder Liebhaber oder beides - vorbei und ging in den Innenhof. Am Schwimmbad legte sie eine Tischdecke auf einen kleinen Klappstisch und öffnete den Sonnenschirm, der daneben stand. Sie stellte die Flasche mit Rum, das Glas und die übrigen Zutaten auf dem Tisch ab und begann ihm einen Drink zu mixen. Der dicke Mann setzte sich in den Sonnenstuhl und begann zu trinken. Die Urwaldschönheit leistete ihm stumm Gesellschaft. Es war ein Ritual, das sich jeden Nachmittag erneut in derselben Weise vollzog und das erst endete, wenn er volltrunken war. Er war der Vertreter der cuzceñischen Bierbrauerei in der Region Madre de Dios. Und das will etwas heißen, denn Bier ist hier gleich Gold.

Im Hotel gab es merkwürdige Gestalten. Einer telefonierte oft und laut mit Miami. Jeder konnte Zeuge werden, wie er immer aufs Neue in den Hörer rief:

„Aqui hay mucho tigre, mucho tigre.“ „Hier gibt es viele Tiger, viele Tiger...“ Was damit gemeint war, fanden wir nicht heraus. Fest steht nur, dass „Tiger“ vieles bedeuten konnte: viel Drogen, viel Gold, viel Geld, viel Beute, viel Polizei. Dieser Gast hatte die Angewohnheit, mit Pfeil und Bogen Schießübungen auf dem Zufahrtsweg des Hotels zu machen und dabei die Pfeile über den Weg fliegen zu lassen. Das tat er vornehmlich dann, wenn ein Taxi um die Ecke bog, um den Weg hinaufzufahren. Es war jedes Mal eine Erleichterung, wenn der Pfeil in die runde Zielscheibe auf der anderen Seite einschlug.

Bevor wir zum Zentrum der Goldsuche, nach Laberinto, weiterreisten, drehten wir am Flughafen noch die Landung einer Linienmaschine auf der roten Lehmplatte. Das Flugzeug näherte sich, setzte auf und verschwand in einer roten Staubwolke, flog dann ein Stück über den Boden hoch, setzte auf, flog wieder hoch, bis es endlich zum letzten Mal aufsetzte und dann ausrollte. Der Pilot, sichtlich erleichtert, machte durch das offene Fenster des Cockpits ein Siegeszeichen mit der Hand und lachte in die Kamera.

Wir brauchten Aufnahmen aus der Luft und mieteten am Flugplatz für gutes Geld in US Dollar einen Hubschrauber. Hubschrauber eignen sich am besten für stabile Luftaufnahmen. Kurt und Jorge flogen los und Pedro, Mario, Anisetto und ich sahen zu, wie der Helikopter abflog und sich in die sogenannte „grüne Hölle“ entfernte.

Es näherte sich ein großer Hubschrauber des peruanischen Militärs und landete. Der Pilot und sein Copilot stiegen aus und da es in Friedenszeiten nicht viel zu tun gab, hielten sie gern ein Schwätzchen mit uns. Sie kamen gerade von der bolivianischen Grenze, die hier in der Nähe irgendwo zwischen den Bäumen und Flüssen verläuft. Als wir erzählten, wie viel wir für den Helikopterflug ausgegeben hatten, schüttelten sie den Kopf: „Das hättet ihr bei uns gratis haben können“, sagte der Pilot. Aber es war zu spät. Sie fragten uns, ob wenigstens wir eine Runde mit ihnen drehen wollten. Wir wollten. Wir stiegen in den Hubschrauber ein, ich sollte vorne neben dem Piloten sitzen. Man muss wissen, dass peruanische Piloten es niemals lassen können, Filmteams zu beeindrucken, besonders wenn Ausländer und Frauen dabei sind. Dann laufen sie unweigerlich zu fliegerischer Hochform auf und vergessen jede Gefahr. Der Pilot fragte mich, welche Musik mir am besten gefiele, wartete aber keine Antwort ab, sondern ließ durch den Kopfhörer alle Arten von Musik - von Bach bis zu den Beatles - erklingen und stellte sie unerträglich laut. Dann startete er und ein Wahnsinnsflug begann. Zunächst raste er knapp über die Baumwipfel, so dass diese broccoliartigen Gebilde optisch zu Brei wurden - dann den Fluss entlang, nur Zentimeter vom Wasser entfernt. Dann fragte er mich, ob ich Akrobatik mag. Ich dachte zunächst an Zirkus. „Ja, ja“, sagte ich, aber Gutes schwante mir nicht. Er lachte wie Jack Nichol森, der seine Familie im Film „The Shining“ mit der Axt bedroht. Er zog den Hubschrauber nach oben und dann folgte seine „Akrobatik“ mit halsbrecherischen Pirouetten - oder waren es Loopings? -, dass uns Hören und Sehen verging. Ein junger Mann, der uns begleitete, war noch nie in seinem Leben

geflogen. Er geriet vor Angst aus dem Häuschen und betete laut das Vaterunser. Die Piloten hatten ihren Spaß. Bald darauf landeten wir in Puerto Maldonado, wo auch Jorge und Kurt bald wieder auftauchten.

Wir verließen das gastliche Touristenhotel und brachen mit dem öffentlichen Linien-Bus nach Laberinto auf, wo die Straße endet. Fünfzig Kilometer Staubschlucken - hier war der Urwald flach, staubig, trostlos. Die großen, schattenspendenden Bäume waren gerodet, das Vieh stand in der prallen Sonne auf den Farmen. Die Menschen im Bus litten. Neben uns saß eine Frau mit ihrem Baby. Sie und das Kind waren übersät von Mückenstichen und die Haut war überall entzündet. Die Frau erklärte, dass es dort, wo sie als Goldsucher lebten, die „manta blanca“, „die weiße Decke“ gibt, das ist ein kleines, weißes Moskito, dessen Millionenvölker milchig-weiße Schleier bilden und den Menschen das Leben zur Hölle machen. Viele der Einwanderer sind aus den Anden, das sieht man an ihren Gesichtern und an ihrer Kleidung. Die Ponchos und die vielen Woll-Röcke, die Decken, die Filzhüte kann man bei diesen extrem hohen Temperaturen nicht gut gebrauchen. Aber die Menschen aus den Anden behalten ihre Kleidung hier oft sehr lange bei. Vielleicht, weil sie nichts anderes haben, vielleicht, um ihre Identität nicht ganz zu verlieren.

Laberito macht seinem Namen alle Ehre. Es ist das Zentrum der Goldsuche der Region und ein Ort, der genau so schnell wieder von der Landkarte verschwinden kann wie er entstand. Hier ist alles improvisiert, niemand hat sich auf lange Zeit eingerichtet. Fast jede Bretterbude beherbergt eine Bar, ein Hotel, einen Laden, ein Anwerbebüro für Arbeitskräfte, ein Bordell. Laute Musik dringt aus allen Buden. Radios gibt es mehr als genug. Es gibt kein elektrisches Licht und das Rattern der Motoren, welche die Stromgeneratoren antreiben, ist ohrenbetäubend. Eine der wenigen Abwechslungen ist das Fußballspielen auf dem staubigen Platz. Laberinto liegt direkt am Fluss und niemand weiß, wann seine unberechenbaren Wasser das Dorf mit sich fortreißen werden. Hier endet die Schotterstraße und um in die Goldsuchercamps, die „Playas“, zu gelangen, gibt es nur die unendlich langen, breiten, verzweigten, gefährlichen Wasserstraßen. Viele Playas sind mehrere Tagesreisen von Laberinto entfernt.

Wir durften Quartier in einer Bretterbaracke der Bank von Laberinto beziehen. Die Bank ist die wichtigste Einrichtung des Dorfes. Hier wird jeden Tag das Gold aufgekauft, das die Goldsucher dorthin bringen. José, ein netter Spanier, der schon viele Jahre hier lebte, war der Filialleiter. Landsmann Pedro hatte schon von Lima aus Kontakt zu ihm aufgenommen. Die Matratzen lagen auf dem Boden und gleich beim Einzug machten wir Bekanntschaft mit einer großen Vogelspinne, die es sich hinter unseren Matratzen gemütlich gemacht hatte. Jorge kannte keine Gnade: Mit einem Besen beförderte er sie ins Jenseits und ich bat Mario um etwas Alkohol, um die Spinne einzulegen. Tonleute brauchen immer Alkohol für die Reinigung der Tonköpfe und so hatte ich nie ein Problem mit der Konservierung von erlegten Störenfrieden, überfahrenen Schlangen und sonstigem Kleingetier. Im Lauf der Zeit entstand bei uns in Lima eine stattliche Sammlung von Skorpionen, Schlangen und Spinnen, die in mit Alkohol gefüllten Gläsern viele Jahre die Regale zierten.

In Laberinto lernten wir vor einem Anwerbebüro José Paricoto Maita kennen. Er kam aus Pukara, einem Dorf in der Nähe des Titicacasees. In Pukara leben die Menschen von den spärlichen Erträgen des Kartoffelanbaus. In diesen Höhen gedeiht kaum etwas anderes als Weizen, Mais oder Kartoffeln. Einige verdienen sich etwas dazu, indem sie Tonkeramiken herstellen und sie in der Stadt an Touristen verkaufen. Die Keramiktiere aus Pukara sind seit der Kolonialzeit berühmt und zieren die Dächer der Lehmhütten. Auch die Familie von José stellte Keramiken her, aber all das und die Landwirtschaft reichen nicht zum Leben aus. Die Menschen in Pukara sind bitterarm, die Kindersterblichkeit ist extrem hoch.

José war bereit, sich filmen zu lassen. Er kam jedes Jahr für drei Monate aus Pukara in den Urwald und arbeitete in einem Goldwäschercamp. Seine Familie wusste in dieser Zeit

nichts von ihm. Wir wollten seine Arbeit, seine Lebensumstände und seine Rückkehr nach Pukara filmen und begleiteten ihn mit der Kamera.

Die Reise zum Camp begann auf einem Boot. Die langen, schmalen Holzboote mit Außenbordmotor, die „Peque-Peques“, sind meist übertoll und transportieren Menschen und Waren. Sie sind die Taxis des Urwaldes. Wer es eilig hat und mehr Geld bezahlen kann, nimmt die schnellen Motorboote. Überall an den Ufern sah man die Goldwaschanlagen - die meisten waren klein und sehr primitiv, aber von einigen Minenbesitzern, die mit Maschinen und vielen Menschen arbeiteten, wurde erzählt, dass sie ein Vermögen scheffelten. In manchen Camps arbeiten Kinder, die von ihren Eltern verkauft wurden und wie Sklaven gehalten werden. Die Anwerbebüros in den Städten locken oft mit Versprechungen, die nicht eingehalten werden. Aus einem abgelegenen Camp gibt es für ein Kind kein Entkommen.

Man sah José an, dass er Angst hatte, mit dem Peque-Peque zu fahren, denn er konnte nicht schwimmen. Der Strom ist unberechenbar und sehr gefährlich. Überall im Wasser gibt es umgestürzte Bäume und an manchen Stellen ragt eine Bootsspitze heraus. Die meisten Fahrgäste können nicht schwimmen und so ertrinken viele Menschen, mit allem, was sie bei sich tragen, in den Fluten. So holt sich der Fluss oft wieder, was ihm in mühsamer Arbeit entronnen wurde: das Gold, das im Sand, im Geröll und unter den Felsen liegt. Auch uns wurde eine solche Bootsfahrt bei diesem Film fast zum Verhängnis. Über den Dreharbeiten war es dunkel geworden und wir mussten zurück nach Laberinto. Der Bootsführer, der hinten am Motor saß, konnte sich nur auf die Anweisungen seines Gehilfen verlassen, der bäuchlings am Bug lag und mit einer Taschenlampe den Fluss nach gefährlichen Hindernissen, wie Baumstämmen und Stromschnellen, ableuchtete und die Steuermanöver nach hinten diktierte. Wir fragten, ob er jemals gekentert sei, worauf er lachend entgegnete: „Schon oft.“

Das Camp, in dem Jose arbeitete, lag direkt am Fluss, aber die eigentliche Goldsuche, bei der Tonnen von Sand und Erde systematisch gewaschen wurden, fand einen Kilometer Urwald einwärts statt. Dort, in einem trockenen Flussbett, hatte der Minenbesitzer mit der Schaufel Bodenproben entnommen, um die Rentabilität festzustellen. Mehr als vierzig Goldpartikelchen pro Schaufel zeigen an, dass es sich lohnen könnte. Dann wird der Wald gerodet, die Waschanlage aufgebaut und die Goldwäsche kann beginnen.

Josés Kollegen kamen aus den Anden oder von der Küste, einige sogar aus Lima. Sie alle waren hier in der Fremde heimatlos. Der Besitzer der kleinen Mine, seine Frau und die Kinder stammten aus dem Urwald. Auch sein Leben war nicht leicht, aber er hatte die notwendigen Geräte und kannte den Urwald.

José hatte nichts außer seiner Arbeitskraft. Die Arbeit in praller Sonne war mörderisch. Aus einer Erdgrube musste er täglich Hunderte von Schubkarren voller Erde laden, die Karre über einen schmalen, rutschigen Holzsteg zur primitiven Waschanlage bringen und dort ausleeren. Wasser wurde mit einem Motor auf die Anlage gepumpt und die schweren Steine entfernt. Am Abend blieb nach getaner Arbeit ein kleines Häufchen feinen, schwarzen Sands übrig, der ins Camp gebracht wurde. Dort wurde der Sand mit giftigem Quecksilber vermengt. Das geschah, ohne jede Vorsichtsmaßnahme, mit der Hand. Danach wird der goldhaltige Sand im Fluss in einer Holzschale gewaschen. Goldhaltiger Sand und Quecksilber bleiben zusammen und werden dann über offenem Feuer erhitzt. Das geschieht in einer leeren Konservenbüchse, wobei giftige Dämpfe entstehen. Der Besitzer des Camps ließ sich von uns eine Zange, um die heiße Büchse aus dem Feuer zu holen.

Seine Frau sammelte das Gold und brachte es im Peque-Peque zur Bank nach Laberinto. Sie erzählte uns, dass sie einmal fast ertrunken wäre, als das Boot kenterte und sie mit ihrem Baby auf den Grund des Flusses gerissen wurde. Sie drückte das Kind fest an sich und stieß sich mit aller Kraft vom Grund ab, kam an die Oberfläche und konnte sich retten. Als das Camp gebaut wurde, war sie oft mit den Kindern allein und die Alligatoren kamen bei Hochwasser bis an die Zelte.

Immer wieder gibt es in Madre de Dios Kämpfe um den goldhaltigen Boden. Niemand hat Landtitel und so gewinnt fast immer der Stärkere und vertreibt die Schwächeren mit Gewalt. Oft ist der Kampf um das Gold mörderisch. Eine Zeitung berichtete, dass in einem der Urwalddörfer der Region ein Hotelbesitzer des Goldes wegen sein Hotel und seine Gäste verbrannt hatte. Sie waren Goldsucher, die ihre Goldfunde mit sich führten. So verschloss er wie jeden Abend die Tür des Hotels mit einer Kette und legte dann einen Brand. Er wusste, dass das Gold die hohen Temperaturen gut überstehen würde. Da niemand angab, was er an Gold mit sich führte, konnte er es nach dem Brand in Ruhe aus der Asche holen. Vierzehn Menschen sollen so umgekommen sein.

Vor der Bank in Laberinto stehen täglich lange Menschenglangen in der Hitze. Die Menschen kommen von weither, um ihr Gold zu verkaufen. In der Holzhütte der Bank wird es noch einmal mit dem Bunsenbrenner erhitzt, um es zu reinigen und um festzustellen, ob es Beimischungen enthält. Dabei achtet jeder Goldbesitzer mit Argusaugen darauf, dass er seine Krümel nicht aus den Augen verliert. Das gereinigte Gold wird in eine Plastiktüte geschüttet, gewogen und irgendwann von der Zentralbank abgeholt. Nur die staatliche Bank darf Gold ankaufen, aber die Praxis ist eine andere. Viele verkaufen ihr Gold an andere Stellen, wo sie mehr Geld dafür erhalten.

Das Gold sieht eher aus wie Brotkrümel. Als wir nach Lima zurückgekehrt waren, zeigten wir einen solchen Krümel von etwa drei Gramm, den wir als Andenken in Laberinto gekauft hatten, an einem weinseligen Abend bei uns zu Hause einigen Freunden. Dann ließen wir ihn auf der Tischdecke liegen. Am nächsten Tag landete er versehentlich im Mülleimer, denn die Putzfrau hatte ihn für Abfall gehalten.

Die Arbeiter in Josés Camp aßen und schliefen unter primitivsten Bedingungen. Jeden Tag gab es Berge von Reis und Maniok - eine einseitige Ernährung, die nur satt macht, keine Freude bereitet und nicht gesund hält. Die Lebensmittel wurden von der Frau des Minenbesitzers und ihren Helfern mit dem Boot herangeschafft, ins Camp gebracht und dort zubereitet. José und die anderen Arbeiter schliefen in Zelten. Zähneputzen, waschen und Geschirr spülen fand im Fluss statt. Sauberes Wasser gab es nirgendwo.

Das Camp war, bis auf den Bootsverkehr, völlig von der Außenwelt abgeschnitten. Die Arbeit für José und seine Kollegen war so hart, dass sie abends todmüde auf ihre Matratzen fielen. Manchmal war Zeit für ein Bier oder eine Radiosendung. Strom gab es nicht. Wer von den Arbeitern an Sonntagen noch Kraft hatte, lieh gegen Gebühr vom Besitzer die Anlage und den Motor. Der Erlös gehörte dann den Arbeitern. José hatte kein Geld für den Motor und musste das nötige Wasser in Eimern anschleppen. „Motobomba“ nennt man die elektrische Pumpe, „Cholobomba“ heißt die Wäsche mit menschlicher Kraft, denn „Cholos“ nennt man in Peru die Menschen aus den Anden.

Josés Abschied nahte. Der Besitzer zahlte ihm seinen restlichen Lohn und versicherte, er sei mit ihm zufrieden gewesen und er dürfe jederzeit wiederkommen, denn er sei ehrlich und fleißig. Die Arbeitskollegen verabschiedeten sich von José und teilten ein letztes Mal ein paar Biere und eine Zigarette mit ihm.

Dann begann die Rückreise. José war aus seiner Heimat erst mit dem Zug, anschließend mit dem Lastwagen in den Urwald gekommen und so reiste er auch zurück. Drei Tage lang bis nach Cuzco, über hohe Andenpässe, dem Wind und Regen ausgesetzt. Danach mit dem Zug nach Pukara. Er kam auch dieses Mal gesund nach Hause. Seine Familie und er freuten sich über seine Rückkehr und dennoch waren sie voller Traurigkeit, denn viel hatte José nicht mitbringen können, und bald wird er sie wieder verlassen müssen und erneut in den unbekanntem Urwald aufbrechen, damit die Familie überleben kann.

All das ist im Film zu sehen und am Ende seine schwielige Hand, in der José ein paar Goldklümpchen hält, die er an seinen freien Sonntagen gewaschen hat.

## **Coca ist nicht Kokain**

1982

Als wir vom WDR Köln den Auftrag erhielten, einen Fünfundvierzig-Minuten-Dokumentarfilm über Coca und Kokain in Peru zu drehen, lag uns vor allem daran, den Unterschied zwischen der Kokapflanze und der Droge Kokain herauszuarbeiten. Das Klischee, das in den Köpfen vieler Menschen, auch der Politiker, besteht, setzt beide, Coca und Kokain, auf eine Stufe.

Kokain hat eine kurze, intensive Wirkung. Es wird meist durch die Nase geschnupft, aber auch gespritzt oder als „crack“ (von „cracker“, der Keks) geraucht. Die Konsumenten werden gesprächig, euphorisch, sexuell erregt, der Hunger verschwindet, wodurch die Droge bei Schlankheitssüchtigen als Appetithemmer beliebt ist. Kokain wird aus den Blättern der Cocapflanze gewonnen, die hauptsächlich in den tropischen Bergregionen der Ostanden in Peru und Bolivien angebaut wird. Kokain ist eine harte, sehr schädliche Droge, die in kurzer Zeit stark psychisch abhängig macht, zum rapiden Verfall der Persönlichkeit und, bei hoher Dosierung, zu Herzversagen führt. Kokain ist kein Halluzinogen. Sie ist für die Andenkultur eine fremde Droge, ihr Konsum findet vor allem in den USA und in Europa statt. Das heißt nicht, dass der Drogenkonsum nicht auch die Menschen in Peru, vor allem die Jugendlichen, erreichte. Im Vergleich zu Europa ist Kokain in Peru billig und überall leicht erhältlich. Billiger, und noch schädlicher, ist die Vorstufe des reinen Kokains, die sogenannte „Pasta“, eine schmutzige, mit Kerosinrückständen behaftete Droge. Früher war Peru nur Lieferant für den Rohstoff Cocablätter, heute wird auch in Peru Coca zu Kokain verarbeitet. Das bringt auch ein erhebliches Umweltproblem mit sich, denn die illegalen Laboratorien liegen oft versteckt im Urwald an Flüssen, die durch Kerosin, das man zur Herstellung braucht, verunreinigt werden.

Dem deutschen Doktoranden der Göttinger Universität Albert Niemann gelang Mitte des 19. Jahrhunderts die Isolierung des Alkaloids Kokain aus der Cocapflanze. Damit wurde die Droge einer breiten Öffentlichkeit bekannt. Kokain wurde als lokales Betäubungsmittel bei Zahnschmerzen und bei Augenoperationen eingesetzt. Auch heute noch wird es als lokales Betäubungsmittel verwendet. Die Firma Merck in Darmstadt kommerzialisierte damals das Kokain. Es war in Apotheken frei käuflich. Sigmund Freud schrieb eine lange Abhandlung „Über Coca“ und verordnete seinem Freund, der heroinsüchtig war, Kokain, bis er merkte, dass dieser nun vom Kokain abhängig geworden war. In den zwanziger Jahren war Kokain auch in Deutschland eine legale Modedroge. Man nahm sie in Gesellschaft und selbst der Papst und die Mitglieder des englischen Königshauses tranken kokainhaltigen Wein mit Namen „Vin Mariani“.

Dann geriet die Droge in Vergessenheit, bis sie in den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts erneut auftauchte und zum Problem wurde, so dass ihr Gebrauch und der Handel, auch die Rohstoffe wie die Blätter, streng verboten wurden.

Die Cocapflanze wird in den Anden von der indianischen Bevölkerung seit Jahrtausenden als heilige Pflanze verehrt. Sie ist eng verwurzelt mit den Riten und Traditionen der Andenvölker. Ihr Gebrauch war zu Inkazeiten sehr kontrolliert. Noch heute dient sie den traditionellen Heilern und Schamanen als Orakel zur Weissagung der Zukunft und als Opfergabe bei allen religiösen und allen Heilungsritualen, den „Mesas“. Schon bei den Ärzten der Inka fand die Coca als lokales Betäubungsmittel Verwendung. Die Chirurgie, auch die am menschlichen Schädel, war eine bekannte Kunst der damaligen Ärzte, wie zahlreiche archäologische Funde belegen. Man vermutet, dass die Betäubung bei solchen Schädeloperationen, den Trepanationen, mit Coca gemacht wurde. Der peruanische Arzt und Leiter des Instituts für Traditionelle Medizin des Gesundheitsministeriums in Lima, Dr. Fernando Cabieses, hat eine solche Trepanation in den fünfziger Jahren in Peru durchgeführt und dabei den Patienten mit Coca betäubt.

Bei der im Andenraum üblichen Gemeinschaftsarbeit werden Cocablätter an alle Helfer verteilt. Sie dient der Kommunikation, denn sie belebt, nimmt den Hunger und den Durst und hilft, große Höhen besser zu ertragen. Zusammen mit Pflanzenasche (Llipta) oder Kalk gekaut, werden die Alkaloide freigesetzt. Das Kauen der Cocablätter hat etwa die Wirkung eines starken Kaffees, ohne jedoch auf den Magen zu schlagen. Halluzinogen wirken die Blätter nicht - und der Körper wird auch nicht zerstört wie beim Gebrauch von Kokain. Die Blätter enthalten Vitamin A1, B2 und E, Proteine, Kohlehydrate, Eisen, Phosphor und Kalzium. Cocablätter werden seit mehr als fünftausend Jahren als Heilmittel eingesetzt und helfen unter anderem bei Schwächezuständen, gegen Asthma, Magenschmerzen, Durchfall, Grippe, Rheuma, Neuralgien und bei der Regulierung des Blutzuckers. Bei Bronchitis, Asthma und Husten werden die Blätter seit alters her geräuchert oder geraucht.

In Peru gibt es auch Cocablätter-Tee in Filterbeuteln, der den Magen beruhigt und gegen die Höhenkrankheit wirkt. Er wird in Supermärkten verkauft und in Hotels den Touristen serviert, wenn sie zum Beispiel in der Andenstadt Cuzco ankommen. Da Cocablätter Ausgangsstoff für Kokain sind, ist in Deutschland jegliche Einfuhr von Cocablättern oder Cocablätter-Tee streng verboten, obwohl man für ein Kilogramm Kokain zwischen dreihundert und fünfhundert Kilogramm Cocablätter benötigt sowie eine Menge Chemikalien, wie Salzsäure, Kerosin und Schwefelsäure.

Das Kauen der Cocablätter sieht nicht sehr ästhetisch aus, wenn der grüne Saft durch die Zähne rinnt. Dies ist vielleicht der Grund, weshalb die von den spanischen Eroberern mitgebrachten Cocablätter in Europa keine Verbreitung fanden. Und vielleicht liegt darin auch einer der Gründe, weshalb arrogante Rassisten Hochlandindianer für eine degenerierte Rasse von Wiederkäuern halten. Aber das Paffen dicker Zigarren und das schädliche Rauchen von Zigaretten hat rein ästhetisch gesehen auch wenig Wert. Ganz zu schweigen vom intravenösen Spritzen harter Drogen.

Wir flogen mit Jorge als Kameramann und Anisetto als Assistent zunächst nach Cuzco, wo wir bei ENACO (Empresa Nacional de la Coca), der staatlichen Cocafirma, drehten. ENACO ist als einzige Institution berechtigt, Cocablätter von den Produzenten aufzukaufen und zu kommerzialisieren. Cocabauern dürfen ihre Ernten auch nur an ENACO verkaufen - aber das ist reine Theorie. In Wirklichkeit gelangt nur ein verschwindend kleiner Bruchteil aller Ernten in die Hand der Empresa Nacional. Das meiste wird illegal angebaut und an Drogenhändler verkauft. ENACO verkauft Cocablätter unter anderem an die Coca-Cola Company, die die Blätter früher mit - heute ohne - Kokain für ihre Limonade verwendet. Die Pharmaindustrie ist ein weiterer Kunde von ENACO. Die peruanischen Supermärkte kaufen von ENACO Coca-Tee in Filterbeuteln.

Juan José de Izcue, der Leiter der Abteilung Öffentlichkeitsarbeit der Firma ENACO, half uns sehr bei den Dreharbeiten in den Lagern und Fabrikationsbetrieben. Er mochte unsere Arbeit als Maler und Filmmacher sehr gern und fehlte bei keiner Vernissage, bei keiner Filmvorführung. Immer wieder bedauerte er, dass Deutschland das Einfuhrverbot für den Coca-Filterbeuteltee so strikt aufrechterhält.

Auch die Weltgesundheitsorganisation WHO kann am Gebrauch der Cocablätter, weder gekaut noch als Tee getrunken, nichts Anrüchiges finden und stuft sie als harmlos ein. Dennoch wird die Cocapflanze von den Drogenbekämpfern, den südamerikanischen und ausländischen, wie denen der nordamerikanischen DEA, geradezu fanatisch bekämpft. In spektakulären Vernichtungsaktionen wurden die Pflanzen mit Macheten zerhackt und dann verbrannt und wir hörten sogar davon, dass sie mit Pilzen infiziert wurden, die auch Nutzpflanzen befallen. Es ist so, als würde man Weinstöcke zerschlagen und Trauben vernichten, um die Herstellung von Wein zu verhindern. Die radikalen Methoden haben bisher wenig am Drogenhandel geändert, spiegeln aber den Hass auf den stillen Widerstand der indianischen Bevölkerung wider: gegen den Einfluss der weißen Kultur, die ihr nur wenig

Gutes gebracht hat, auf ihr Festhalten an den eigenen, alten Göttern, ihre Verbundenheit mit der Natur, ihre Riten, Traditionen und Heilmethoden.

Bereits die Spanier hatten den Inkas verboten, ihre Sprache, das Quetchua, zu sprechen, ihre traditionelle Kleidung zu tragen und Coca zu benutzen, bis sie entdeckten, dass Coca den Hunger dämpft, so dass sie Lebensmittel einsparen konnten, wenn sie die Indianer zur Fronarbeit in den Minen zwangen.

In Cuzco filmten wir in einem Dorf auch Gemeinschaftsarbeiten der indianischen Bauern an einem Bewässerungsprojekt. Sie kauten gemeinsam Cocablätter, um Energie für die schwere Arbeit zu haben, keinen Hunger zu spüren, miteinander zu teilen, zu reden, zu arbeiten. Ein indianischer Heiler, der eine Opferzeremonie vorbereitete, zeigte uns den rituellen Umgang mit den Cocablättern. Sie bilden einen wichtigen Teil der „Mesa“, des rituellen Opfertisches, der meist auf dem Boden auf einer gewebten Decke mit Muscheln, Cocablättern, Keramik- und Holzfigürchen, Pflanzensamen, Steinen und anderen Gaben geschmückt wird. Die Cocablätter werden hier von alters her zur Weissagung der Zukunft, zum Diagnostizieren von Krankheiten und auch zur Heilung verwendet. Bevor jemand Cocablätter kaut, werden sie in die vier „Suyos“, die vier „Reiche der Winde“, den Berggöttern und dem Himmel entgegengehalten.

Auf dem Markt der Stadt Cuzco ließen sich die Cocaverkäuferinnen, die dort ihre Ware auf dem Fußboden ausgebreitet hatten, nur ungern filmen, auch wenn Jorge sie in perfektem Quetchua beruhigte und mit ihnen scherzte. Sie fürchteten, dass bald wieder jemand dafür sorgen würde, dass sie ihre Coca nicht mehr verkaufen dürfen. Immer wieder werden ambulante Händler und Händlerinnen von Aufsehern der Gemeinde verscheucht und ihre Waren werden konfisziert. Nicht nur Cocablätter werden ihnen weggenommen, sondern auch alle anderen Artikel. Der Verkauf der Blätter ist besonders heikel, denn es gibt genug Leute, die wollen, dass sie für immer verschwinden, und wenn sich die Bestimmungen ändern, was gelegentlich der Fall ist, erfahren die ambulanten Händlerinnen, die meist nicht lesen und schreiben können, als Letzte davon. So gab es zum Beispiel in Peru eine Bestimmung, die die Kommerzialisierung der Coca unterhalb von tausendfünfhundert Metern Höhe untersagte. In Lima, das am Meer liegt, konnte man aber dennoch auf den Märkten Cocablätter zu allen Zeiten kaufen. Die Nachfrage ist da, denn durch Migration kamen seit den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts Millionen Peruaner aus den Anden in Gebiete, die keine tausendfünfhundert Meter über dem Meeresspiegel liegen.

Es gibt viele sogenannte „alternative“ Anbauprojekte für Cocapflanzen, aber die haben fast alle nichts gebracht. Natürlich würden die Bauern viel lieber andere Produkte anbauen, als illegale Coca, die den Drogenhunger der Europäer und Amerikaner stillt. Aber die bescheidene Pflanze gedeiht sehr gut, auch auf unfruchtbarem Boden, und bringt mehrere Ernten im Jahr, selbst an steinigen Hängen. Das ist mit Ananas, Kaffee oder Kartoffeln nicht so einfach. Wir sahen Ananas, die in eine Hand passten, und für deren Anbau sich die Bauern bis über beide Ohren verschuldet hatten. Wir machten ein Interview mit dem damaligen Pressereferenten der Deutschen Botschaft. Er sagte uns, dass selbst ausgezeichnet vermarktete Kartoffeln keinen Vergleich zu den aus dem Verkauf der Coca erzielten Gewinnen darstellten.

Wir fuhren von Cuzco mit dem Zug hinunter in die heißen Bergurwälder von Quillabamba, vorbei an der Inkastadt Machu Picchu, immer entlang dem reißenden Urubamba-Fluss, dessen Wasser dem Amazonastiefland zufließen. In der Trockenzeit kann so eine Reise im Zug sehr schön sein, aber in der Regenzeit kommt es sehr oft zu großen Erdbeben, die die Strecke meist lange Zeit versperren. Nach Cuzco zurück kommt man dann nur auf der anderen Seite des Flusses, über eine schlechte und ebenso gefährliche Autostraße, die wir noch kennenlernen sollten.

Das friedliche, warme, im Bergurwald am Urubamba liegende Städtchen Quillabamba war Endstation unserer Zugreise. Die Stadt ist von Cocafeldern umgeben und sogar die Insassen des örtlichen Gefängnisses können von ihren Zellen durch die Gitter auf die grünen,



mit Coca bewachsenen Hänge der Umgebung blicken. „Sala de Meditación“ kann man auf der Tür der winzigen Einzelhaftzelle lesen. Von ihr aus kann man nicht einmal auf die Cocafelder blicken, denn sie hat kein Fenster. Dafür hat man aber wiederum vom Friedhof aus eine sehr gute Sicht auf die Felder.

Von Quillabamba, wo wir im Hotel wohnten, starteten wir zu den Cocabauern. Jeden Tag, wenn wir bei Familie Gamarra auf ihren Coca-Hängen drehten, mussten wir auf einem offenen Lastwagen die Straße nach Cuzco ein paar Kilometer zurückfahren. Da es in diesen Wochen heftig regnete und die Erde an den Hängen schwer und aufgeweicht war, konnten wir manchmal während der Fahrt zuschauen, wie sich über uns die Erde löste, die Gesteinsbrocken auf uns zu fielen und uns zu erschlagen drohten. Dann musste der Fahrer schnell entscheiden: Gas geben, anhalten oder zurücksetzen. Zum Glück entschied er jedes Mal richtig und hatte auch genug Zeit, das Richtige zu tun.

Bei der sehr freundlichen Familie Gamarra konnten wir in Ruhe filmen, wie die Cocablätter geerntet und anschließend zum Trocknen ausgebreitet wurden. Auch in den großen Depots von ENACO, in Quillabamba und Cuzco, konnten wir filmen, wie die Cocablätter aufgekauft, in Säcke gefüllt und auf großen Lastwagen abtransportiert wurden. Die maschinelle Herstellung und Füllung der Filterbeutel filmten wir später in Lima.

Unsere Rückreise von Quillabamba nach Cuzco mussten wir auf der Ladefläche eines kleinen Toyota-Lieferwagens antreten, denn der Zugverkehr war eingestellt worden. Reisemöglichkeiten waren sehr knapp und niemand konnte uns einen Wagen nur für uns allein vermieten. Also fuhren wir mit anderen Reisenden. Den ersten Teil der Reise, einige Stunden, konnten wir stehend machen. Der warme Fahrtwind war angenehm, die Landschaft wunderschön. Wir fuhren durch hellgrüne Teeplantagen, am Horizont sah man die blauen Berge. Eine schöne Farbkombination. Aber die Landstraße wurde immer schlechter, je höher sich die Straße in die Berge wand, und es wurde kalt. Auf der Fahrt sahen wir einen umgestürzten Lastwagen. Er hatte Inka-Cola geladen und nun lagen die zerbrochenen Flaschen des quittengelben Nationalgetränks an einem steilen Abhang. Wir filmten den Lastwagen und konnten die Aufnahmen später noch in einen anderen Film einschneiden. Es wurde dunkel und wir durchquerten zahlreiche Bäche. Es begann zu regnen, eine Zeltplane wurde über das Metallgestell gedeckt und wir kauerten so gut es ging in der äußersten Ecke des Wagens. Die Fahrt wurde sehr mühsam. Kurt hatte noch ein paar Cocablätter und wir teilten sie mit den anderen Reisenden, die sie dankbar annahmen. Sie sollten einmal wieder gegen Hunger, Kälte, Durst und Höhe helfen - und sie halfen. Danke, Mama Coca. Der Wagen durchquerte einen rauschenden Bach, der zu einem gefährlichen Fluss angeschwollen war, als der Wagen inmitten des Flusses stehen blieb. Alle sprangen vom Wagen und halfen so schnell es ging, das Gefährt wieder flottzumachen, denn die Wassermassen drohten es mit sich fortzureißen. Immer wieder mussten wir den Wagen durch reißende Bäche schieben. Für Kurt, der ein steifes Hüftgelenk hat, war die Fahrt eine Qual.

Endlich waren wir oben auf dem Pass angekommen. Es war eiskalt und neblig und man sah keine zehn Meter weit. Die Szene war gespenstisch. Oben auf der kalten, baumlosen Pampa stand eine Lehmhütte, in der es heißen Tee, Kaffee und Suppe gab. Der Innenraum war total schwarz. Auf einer einzigen offenen Feuerstelle wurde gekocht. Alle waren völlig erschöpft, fast niemand sprach ein Wort. Die Personen waren nur schemenhaft zu sehen. Es war eine eigenartige, trostlose Atmosphäre, die wir dort gegen Mitternacht antrafen. Nach kurzer Rast fuhren wir weiter durch die dunkle Nebellandschaft. Es ging nun wieder bergab.

In der kleinen Stadt Urubamba hielt der Wagen an, denn ein paar Reisende stiegen hier aus. Mindestens zwanzig neue Fahrgäste warteten schon, die nach Cuzco wollten. Ohne zu fragen und ohne zu zögern, sprangen sie auf den Wagen und klammerten sich, fest entschlossen, nicht mehr loszulassen und mit uns nach Cuzco zu reisen, am Metallgitter fest. Da wir und die anderen Fahrgäste unsere Plätze bezahlt hatten, völlig erschöpft waren und nicht noch größere Enge ertragen konnten, protestierten wir und erklärten dem Fahrer mit

letzter Kraft, dass es so nicht ginge. Die neuen Reisenden hatten wenig Verständnis für uns und es war sehr schwer, sie zu überzeugen, dass der Wagen nicht noch mehr beladen werden konnte. Aber sie hielten uns für egoistische Gringos, daran war nichts zu ändern. Jorge fluchte laut auf Quetchua. Vielleicht hat das geholfen. Gegen vier Uhr morgens kamen wir bei kaltem Regen, völlig durchgefroren, durchgerüttelt und todmüde, im schlafenden Cuzco an. Es waren etwa fünfzehn Stunden Fahrt gewesen. So ähnlich stelle ich mir den Krieg vor.

Wieder in Lima, wandten wir uns dem Drogenteil und dem Thema Kokain zu. Dazu mussten wir natürlich auch filmen, wie man in der feinen Gesellschaft Kokain schnupft. An beratenden Experten fehlte es nicht. Wir filmten die Szene bei uns zu Hause ganz nach „Vorschrift“: mit einem Spiegel, auf den die Droge geschüttet und mit einem Messer in kleine Portionen geteilt wurde, um schließlich mit einem zusammengerollten Geldschein in die Nase geschnupft zu werden. Der einzige Unterschied bestand darin, dass wir Puderzucker nahmen. Als der ehemalige Bundeskanzler Helmut Schmidt einmal in Peru zu Gast war und seinen Schnupftabak in die Nase zog, gab es bei den Peruanern großes Staunen, denn Schnupftabak kennt man in Peru so gut wie nicht.

Unser Freund Leopold Palm, ein alter Musiker und Maler, der später Versicherungsbroker und sehr wohlhabend wurde, hatte uns erzählt, wie er zum ersten Mal mit Kokain in Berührung kam: Er war als Jude vor den Nazis aus Bamberg geflohen und kam als armer, junger Mann nach Peru. Er spielte Cello und bald durfte er bei reichen Leuten Musik auf ihren Festen spielen. Er erzählte, dass irgendwann bei diesen Partys immer ein Bediensteter mit einem Tablett kam, auf dem weißes Pulver lag, und man dieses herumreichte. Es gab Kokain und alle schnupften es. Auch in Peru war Kokain lange Zeit legal.

In Lima erlaubte uns die Drogenpolizei interessante Aufnahmen. Wir bekamen Zugang zum Keller des Innenministeriums, wo Tonnen von beschlagnahmten Drogen aller Art lagerten. Zweimal im Jahr werden die Drogen im Labor geprüft, gewogen und anschließend auf Lastwagen in eine große Ziegelei außerhalb von Lima gefahren, wo sie in Säcken über halbsprecherische Treppen auf die etwa zwanzig Meter hohen Öfen getragen und dort oben verbrannt werden. Das Ganze wird sehr medienwirksam inszeniert und zum Verbrennen der Drogen kommen stets der Innenminister, hohe Polizeibeamte, jede Menge Fernsichtteams und Journalisten aller Zeitungen

Es ist sehr spektakulär, wenn mehr als zwei Tonnen reines Kokain, Opium und Marihuana in Flammen aufgehen und schwarze Rauchwolken aufsteigen, die man kilometerweit sehen kann, aber das alles ändert nur wenig. Es wird nur ein verschwindend kleiner Bruchteil dessen, was im Land illegal hergestellt wird, vernichtet - sozusagen der „Überschuss“. Als wir die Verbrennung drehten, waren es 0,2 Prozent der jährlichen Gesamtproduktion des Landes. Das weiß jeder und niemand macht sich Illusionen, aber dennoch wird jede Drogenverbrennung immer wieder ausgiebig gefeiert. Unten vor den Ziegelöfen sind Tische und Baldachine aufgebaut, es gibt ein Buffet und dann wird der Erfolg gegen die Drogen begossen: mit der legalen Droge Alkohol.

Wir konnten die verschiedenen einfallsreichen Arten, Kokain zu schmuggeln, filmen. Da gab es Keramikteller, mit inkaischen Motiven bemalt, in deren Masse die Droge vermengt war, Schnapsflaschen mit doppeltem Boden, Perücken oder Schuhe mit Hohlräumen und wer weiß was. Immer wieder kommen auch Deutsche, die schnell das große Geld verdienen wollen, in Versuchung, Drogen aus Peru nach Deutschland zu schmuggeln. Oft werden sie schon in Deutschland für diesen Job angeworben. Sie heißen „Burriers“, eine Wortkombination aus „Burro“ (Esel) und Kurier. Manchmal tappen sie blind in die Falle. Während sie selbst durch Hinweise der Drogenhändler mit einer kleinen Menge von der Polizei am Flughafen geschnappt werden, geht eine andere Person mit erheblichen Mengen Drogen unbehelligt durch den Zoll. Die meisten Deutschen sitzen in Peru wegen

Drogenhandels in den sehr ungemütlichen Gefängnissen und warten oft jahrelang vergebens auf einen Prozess.

Einen Koffer, den meine Mutter bei ihrem Besuch in Peru gelassen hatte, füllten wir im Flughafen mit Hilfe der Polizei mit Kokain, das kiloweise in Plastiktüten verpackt war. Da kam schnell der Wert von einer Million Euro auf dem europäischen Markt zusammen. Dann filmten wir den Weg des Koffers auf die Förderbänder und schließlich in den Zollbereich hinter der Abfertigung. Dort stürzten sich die Drogenhunde auf Mutters Koffer und kratzten wie wild daran herum. Als meine Mutter später den Film sah, erkannte sie sofort ihren Koffer und war entsetzt, was wir mit dem guten Stück angestellt hatten. Die großen Mengen Drogen aber werden nicht in Koffern transportiert. Sie werden gleich in Container gepackt und gehen per Schiff auf Reisen oder werden von den Händlern mit kleinen Flugzeugen ausgeflogen.

Wir filmten den Prozess der Herstellung der Droge in einem von der Polizei beschlagnahmten Privathaus in Lima, in dem es bis vor kurzem ein geheimes Kokainlabor gegeben hatte. Solche Labors gibt es zu Tausenden überall in Peru.

Der Film wurde ohne größere Katastrophen abgedreht. Heute stimmen die im Kommentar genannten Zahlen zwar nicht mehr, aber wenn man alle Zahlen über die Herstellungsmengen, den Export und die Drogenvernichtung verzehnfacht, kommt es in etwa hin. Die peruanische Polizei und Interpol bekamen als Dank für die Zusammenarbeit je eine VHS-Kopie des Films. Immer regt er im Publikum das Nachdenken und die Diskussion über das Thema Drogen an. Mehr kann ein Film auch kaum leisten. Endgültige Antworten bleibt er schuldig.

Als wir auf unser deutsches Konto schauten, fanden wir folgenden Auszug: Der WDR hatte uns eine Rate überwiesen. Auf dem Konto-Auszug stand: „Für Kokain DM 30.000“.

## **Agustin Rivas Vasquez, Künstler, Schamane, Visionär**

„Die Pflanzen des Urwalds sind meine Lehrmeister.“

Ab 1983

Pedro Neira, Mario Jacob und Antonio (Anisetto) Ibañez, der Kamera-Assistent, waren in den Urwald geflogen, um dort einen Film über den Bau eines Urwaldhauses für „Die Sendung mit der Maus“ des WDR zu drehen. Kurt und ich saßen zu Hause in Lima und freuten uns, dass endlich einmal Dreharbeiten ohne uns zustande kommen sollten, als das Telefon klingelte. Pedro sagte am Telefon, dass sie dringend eine andere Kamera bräuchten, denn unsere 16-mm-Arriflex sei ins Wasser des Yarinachochasees gefallen. Damit war unser Feierabend auf der Terrasse auch ins Wasser gefallen. Pedro hatte mit Mario, dem Tonmann, und mit Anisetto in einem kleinen Boot gesessen, um Aufnahmen vom See zu machen. Das Motorboot, das das kleinere Boot im Schlepp hatte, war zu schnell angefahren, so dass das kleine Boot kenterte und Anisetto, Mario und Pedro ins Wasser fielen. Anisetto konnte nicht schwimmen, hielt aber heldenhaft die Kamera fest. Aber mit einer nassen Arriflex, und vor allem einem nassen Objektiv, kann man nicht mehr filmen.

Ich besorgte mir sofort einen Flug in die Urwaldstadt Pucallpa, eine Ersatz-Kamera und flog los. Am Ufer des Yarinachochasees, etwa zehn Kilometer außerhalb der Stadt Pucallpa, lag die Hütte von Agustin Rivas Vasquez, den ich noch am selben Tag kennenlernen durfte. Ihm gehörten die Unglücksboote und in seinem Haus in der Stadt, wo es Strom gab, wurde die Kamera mit einem Föhn getrocknet. Das nützte aber wenig, denn vor allem das teure Angenieux-Objektiv war nicht mehr zu gebrauchen. Es wurde später nach Frankreich zur Reparatur gesandt, wo es länger als ein halbes Jahr blieb. Inzwischen musste aber der Film gedreht werden, denn die Auftraggeber warteten, und Zeit ist, besonders beim Film, leider Geld.

Mario erzählte mir, was Agustin für eine außergewöhnliche Persönlichkeit sei, und ich konnte dies bald bestätigen. Er war Künstler, stellte phantastische Holzskulpturen aus den Wurzeln von Bäumen her, kannte jede Pflanze, jedes Tier, jede Art und Weise, im tiefsten Urwald allein zu überleben, und jeden Mythos, denn der Urwald war seine Heimat. Er wurde 1933 in Tamshiyacu am Amazonas geboren und hatte in der Stadt Pucallpa am Ucayali-Fluss eine Familie gegründet. Er hatte in der Stadt ein Haus gebaut, in dem seine Großfamilie lebte. Soronjita, seine Frau, war praktisch veranlagt, ließ Agustin Künstler sein und kümmerte sich um die Familie. Zusammen mit den Töchtern stellte sie meterhohe Hochzeitstorten her und verkaufte sie. Das Haus war voll mit Agustins Kunstwerken, seinen phantasievollen Skulpturen und Möbeln aus Renaco-Holz. Immer waren viele Besucher anwesend. Verwandte, Freunde, Künstler, Journalisten, Indianer, Touristen, die seine Werke bestaunten und kauften, Schulkinder, die mit ihren Lehrern das Haus besuchten und seine Kunstwerke kennenlernen wollten. Bald gab es viele Schüler, die ihm künstlerisch nachfolgten. Sein Leben aber spielte sich hauptsächlich im Urwald ab, ohne den er nicht leben konnte, bei den Indianern, den Shipibos, die großartige Künstler und Kunsthandwerker sind, und von denen er in die Geheimnisse ihrer Kultur und des Schamanismus eingeweiht wurde und den Umgang mit den Heil- und Drogenpflanzen lernte.

Außerhalb der Stadt, am Ufer des Yarinachochasees, hatte er ein Haus auf Pfählen gebaut, in dem er sich oft aufhielt und arbeitete. Seine Nachbarn waren Shipibo-Indianer. Wenn Hochwasser war, teilte er seine Boote mit ihnen und gab ihnen Unterkunft, wenn es nötig war. Oft konnte man vom Land aus die kleine Kolonie nicht erreichen und man brauchte ein Boot. „Edén“, das Paradies, nannte er seine Hütte. Als er erfuhr, dass Kurt und ich malen, bot er uns an, ein Haus im „Eden“ zu bauen, in dem wir ungestört leben und arbeiten könnten.

Tagsüber filmten wir mit den Shipibos den Bau eines Urwaldhauses am Ufer des Sees. Agustin half uns dabei und unterhielt alle mit seinen phantastischen Geschichten und

visionären Projekten. Er erzählte uns von den Shipibos und den anderen Urwaldstämmen, die einst die stolzen und unabhängigen Bewohner des Waldes gewesen waren und von den weißen Eindringlingen immer mehr verdrängt und ihres Landes beraubt wurden. Nun lebten immer mehr von ihnen im Elend am Rand der Stadt. In Pucallpa gab es aber dennoch bereits damals ein Projekt des fairen Handels, in dem die Indianer ihre Produkte, wie bemalte und bestickte Stoffe, Holzschnitzereien und Keramiken, selbst vermarkteten. Das Projekt Maroti Shobo besteht bis heute und Jahre später drehten wir einen Film über den fairen Handel mit peruanischem Kunsthandwerk und kamen erneut nach Pucallpa.

Die Filmarbeiten über den Hausbau waren sehr interessant und auch nicht schwierig. Die Werkzeuge und das Baumaterial der indianischen Holzhütten haben sich in Jahrhunderten nicht geändert. Das luftige Dach wurde aus Palmblättern der Yarina-Palme geflochten. Diese Palmen gibt es immer weniger im Wald und so bekommen immer mehr Hütten der Shipibos ein Dach aus Wellblech, das sich nicht gut im Urwald eignet. Laut pladdert der Regen darauf und die Hitze in Häusern mit Wellblechdach ist unerträglich.

Am Feierabend saßen wir oft mit Agustin auf der Holzplattform im „Eden“ und blickten auf den See, dessen Wasser immer mehr verschmutzt wurde und in dem es fast keine Alligatoren mehr gab. Wir rauchten dabei Agustins abenteuerliche Mischungen aus Tabak und Kräutern. Die Mythen des Urwalds waren bei ihm immer lebendig und es gab nichts, worüber er keine Geschichte zu erzählen wusste. Er trauerte sehr um das verlorene Paradies, das durch die Holzfäller und Ölfirmen, Terroristen und Sekten bedroht war, und er wusste, wie nah das nordamerikanische Summer-Institut of Linguists in Pucallpa war. Am Yarinacochasee hatte diese nordamerikanische Sekte ihre Zentrale mit eigenem Flugplatz, einem eigenen Supermarkt und aller technischen Infrastruktur, die zur Kommunikation und zum Leben im Urwald nötig waren. Das Camp war von der Außenwelt völlig abgeschirmt und hatte sein Eigenleben. Diese Sekte übersetzte die Bibel in die Sprachen der Indianer und missionierte sie nach ihrem Gutdünken. Die peruanische Regierung sah die Aktivitäten des ILV zeitweise mit Wohlwollen und unterstützte sie. So hatte das ILV eine Zeit lang sogar eine ganze Etage im peruanischen Kultusministerium zur Verfügung. Auf den Gedanken, dass man sich damit ein Kuckucksei ins Nest gesetzt hatte, kam lange Zeit niemand. Man glaubte, das Summer-Institut sei dazu gut, die wilden Indios zu „zivilisieren“ und ihnen das Christentum zu bringen. Aber die fundamentalistischen evangelikalen Sekten, die es in allen Varianten in Südamerika gibt, sind meist die Wegbereiter für die großen Konzerne, die nichts als Profit im Sinn haben und die Indianer von ihrem Land vertreiben. Das heißt aber nicht, dass es nicht auch einzelne Sektenmitglieder gab, die durchaus noble Absichten hatten oder zumindest keine Ahnung davon, was sie taten.

Nicht weit vom „Eden“ befand sich damals ein großes, schönes, rundes Holzhaus, das mit Palmblättern gedeckt war. Es war das Hotel eines Nordamerikaners namens Nixon. Agustin hatte das Haus und die Gästehütten mit Hunderten geschnittener Möbel und Skulpturen ausgestattet, so dass das ganze Hotel ein wahres Gesamtkunstwerk war. In den achtziger Jahren brannten die Terroristen des MRTA das Hotel ab.

Wir kamen mehrmals nach Pucallpa, um dort Filme zu drehen, und meist half uns Agustin dabei: Für Kinderprogramme drehten wir über die Gewinnung von Kautschuk, über den Bau eines Urwaldbootes und über den „Manguaré“, ein großes, hohles Holzinstrument, das seinen Klang bis dreißig Kilometer durch den Urwald übermitteln kann, wenn es an einem Wasserlauf aufgestellt wird. Der Manguaré ist eine Art indianischer Nachrichtentelegraf, mit dem sich die Indianer in den Wäldern untereinander verständigen.

Ein weiteres Thema, über das wir filmten, war die Kindermalschule Usco Ayar in Pucallpa. Diese außergewöhnliche Schule, die in einem einfachen Holzhaus am Ufer des Ucayali-Flusses untergebracht war, hatte damals mehrere hundert Mitglieder. Die Kinder, meist aus armen Verhältnissen, die dort das Malen lernten, wurden selbst von Kindern und Jugendlichen unterrichtet. Einige dieser jugendlichen Lehrer hatten sogar in Cambridge, in

England, unterrichtet. Die Bilder der Usco-Ayar-Schüler hängen in Oslo im Weltkindermuseum und nahmen an vielen Ausstellungen weltweit teil. Thema aller Bilder dieser Schule ist der Urwald, seine Pflanzen, Tiere und Landschaften. Die Schule hat einen botanischen Garten, den die Schüler selbst pflegen. Um den Wald kennenzulernen und ihn malen zu können, machen die Schüler lange Ausflüge zu Fuß oder im Boot und wir begleiteten sie mit der Kamera. Initiator der Urwaldmalschule war Pablo Amaringo, ein alter Schamane und Maler, der das Malen als Autodidakt gelernt hatte. Seine fantastischen Visionen hat er auf die Leinwand gebracht. Seine Bilder sind in Galerien und Museen vieler Länder zu sehen und er erhielt internationale Preise für seine Arbeiten. Es gibt mehrere Bücher über die Usco-Ayar-Schule und immer wieder zog es Journalisten dorthin, die darüber berichteten. Usco-Ayar ist ein Wort aus der Quetchua-Sprache und bedeutet „Spirituelle Prinz“. Wie die Werke von Agustin Rivas, blieben die Arbeiten von Usco Ayar in Lima nahezu unbekannt.

Agustins Arbeiten wurden von den Galeristen in Lima als „Kunsth Handwerk“ bezeichnet, was als Abwertung zu verstehen sein sollte. International fanden jedoch beide Anerkennung. Agustin bereute ein wenig, dass er jahrzehntelang nur große Skulpturen gemacht hatte, und meinte, er hätte besser malen sollen, denn von Pucallpa aus war der Transport seiner großen und sehr schweren Arbeiten, vor allem ins Ausland, immer ein Problem. Er war dennoch immer Optimist geblieben und hatte seinen Humor nie verloren, aber es war nicht zu übersehen, dass er über vieles verbittert war, das er nicht ändern konnte: den verschmutzten See, die mächtigen Drogenhändler, die Zerstörung seiner Werke durch die Terroristen, die Abholzung der Wälder. Den Feinden des Waldes und der Indianer war Agustin ein Dorn im Auge.

Bald gründete er eine neue Kolonie, nicht weit von Pucallpa. Inmitten des Urwaldes hatte er das „Imperio de la Juventud“, das „Imperium der Jugend“, aufgebaut. Dorthin lud er Touristengruppen, Freunde und Forscher und vor allem auch Drogenabhängige ein, denen er mit Heilungszeremonien und den Pflanzen des Urwaldes helfen wollte.

Pucallpa liegt nicht weit von der Grenze zu Kolumbien und Brasilien und daher gibt es regen Drogenhandel, vor allem mit Kokain und dessen schmutziger Vorstufe „pasta basica“, der Kokainpaste. Nur ein paar Autostunden von Pucallpa entfernt, an den Osthängen der Anden, befindet sich eines der größten Kokaanbaugebiete des Landes. Unser Freund Carlos Chiu, der dort mit seinen Eltern in der Stadt Huanuco die Toyota- und Volvo-Vertretung hatte, erzählte, dass Drogenhändler oft zu ihm kamen, ein neues Auto sofort in bar bezahlten und damit wegfuhr. Einer dieser reichen Drogenbarone fuhr seinen nagelneuen Wagen in den Graben und tauchte ein paar Stunden später wieder bei Carlos auf, um noch einmal einen neuen zu kaufen. Wieder zahlte er bar und brauste davon.

Alfi war der Sohn unserer alten deutschen Freundin Helga Urdanivia. Sie lebte schon seit den vierziger Jahren in Peru und war verwitwet. Alfi war Pilot in Pucallpa und flog eine kleine Maschine. Seine Freunde und Kunden waren Kolumbianer. Er schickte seiner Mutter regelmäßig fünfhundert US Dollar Unterhalt pro Monat. Aber eines Tages kam er nicht mehr nach Lima, schickte auch kein Geld mehr und jede Suche nach ihm blieb erfolglos. Ob er irgendwo im Urwald abgestürzt war oder ob ihn die Drogemafia umgebracht hat, wird niemals jemand erfahren. Seine Mutter erzählte nur, dass er oft die Taschen voller Dollar hatte, wenn er bei ihr in Lima zu Besuch war. Überall in Peru, aber vor allem in der Umgebung von Pucallpa, gibt es unzählige primitive Laboratorien, die illegal Kokain herstellen, was mit erheblichen Umweltbelastungen verbunden ist. Durch das Kerosin und andere Chemikalien, die dafür notwendig sind, werden die Flüsse verschmutzt. Für die Bewohner des Urwaldes sind die Flüsse Fischgründe und Trinkwasserquelle. Kokainhersteller und Ölfirmer zerstören diese Lebensgrundlagen.

In Peru sind illegale harte Drogen leicht und billig zu bekommen und so gibt es sehr viele Drogenabhängige. Von Klebemitteln, die geschnüffelt werden, bis zu Kokain,

verseuchter Kokapaste und Opium sind Drogen massenhaft in Gebrauch und zerstören die Gesundheit, vor allem junger Menschen.

Zu allen Zeiten haben die Menschen Drogen benutzt, um ihr Bewusstsein zu erweitern, den Göttern nahe zu sein oder sich in einen angenehmen, nicht alltäglichen Zustand zu versetzen. Es ist aber ein Unterschied, ob eine Droge im kulturellen Kontext kontrolliert und nach der Tradition benutzt wird, oder ob eine zerstörende Sucht nach chemischen Drogen besteht und die Menschen entwirzelt.

Viele Indianerstämme des amazonischen Urwaldes verstehen sich seit Urzeiten auf die Herstellung und den rituellen Gebrauch eines halluzinogenen Getränkes aus der Liane Ayahuasca (*Banisteriopsis Caapi*). 1851 wurde die Liane im brasilianischen Urwald vom englischen Botaniker Richard Spruce erforscht. 1986 ließ sich eine nordamerikanische Firma diese Liane patentieren. 1999 wurde das Patent nach vielen weltweiten Protesten und der Klage von Indianer-Organisationen wieder aufgehoben und als geistiges Eigentum indigener Völker anerkannt. Im Jahr 2001 trat das Patent erneut in Kraft, ist jedoch völkerrechtlich unwirksam.

Der Gebrauch von Drogenpflanzen war bei den Indianern immer kontrolliert und eingebettet in einen rituellen Kontext. Ayahuasca wird von vielen Stämmen des Amazonastieflands von Brasilien, Ecuador, Kolumbien und Peru medizinisch und religiös verwendet. In der verstärkten Selbstwahrnehmung des Rausches sind sie ihren Göttern und dem Universum nah, fühlen, dass ihr Geist den Körper verlässt und können Ereignisse der Zukunft voraussehen. Die Pflanze dient ebenso der körperlichen und seelischen Reinigung. Der traditionelle Gebrauch der einheimischen Drogenpflanzen ist daher nicht gleichzusetzen mit dem zerstörerischen Drogenkonsum, den die westliche Kultur hervorbrachte. Der Name „Ayahuasca“ ist Quetchua-Sprache und bedeutet: „Liane des Todes“ oder „Liane der Geister/Toten“. Auch Pablo Amaringo benutzte Ayahuasca bis ins hohe Alter und seine Bilder spiegeln die Visionen wieder, die er nach der Einnahme der Liane hatte.

Agustin hatte den Gebrauch des Ayahuasca bei den Shipibos gelernt. Die Schamanen und Heiler dieses Stammes benutzen es für ihre Zeremonien und verabreichen es auch, wenn Mitglieder des Stammes aus der Gemeinschaft ausbrechen wollen und die sozialen Regeln verletzen. Wie der Gebrauch des San Pedro Kaktus im Norden Perus, sensibilisiert Ayahuasca die Konsumenten und macht sie empfänglich für die Botschaften der Heiler, die sie wieder auf einen guten Weg bringen möchten. Normalerweise löst der Ayahuasca-Rausch bei Indianern keine Angstzustände aus, sondern macht sie gelassen, fröhlich und kreativ. Horrortrips kommen allerdings unter Umständen bei westlichen Besuchern vor, die im Urwald nicht zu Hause sind

Die phantastischen, sich nie wiederholenden Muster auf den Keramiken und Tüchern der Shipibos sind die Visionen, die vor langen Zeiten vor ihrem „geistigen Auge“ durch die Einnahme von Ayahuasca entstanden, sagen die Indianer, so dass sie sie heute in nüchternem Zustand aus dem Gedächtnis malen können.

Auch die Hütten des „Imperio de la Juventud“ musste Agustin nach einiger Zeit wieder verlassen und alle Arbeit war umsonst gewesen. Die Drogenmafia und die Terroristen waren ihm sehr nah gekommen und mochten seine Präsenz nicht. Die Stille des Waldes wurde vom Lärm der Motorsägen unterbrochen, die tagaus, tagein den Wald rodeten. Er erzählte uns, dass er eines Tages mit seinem Freund, dem Anthropologen Roger Rumrill, im Wald unterwegs war. Auch Roger stammte aus dem Urwald und sah aus wie ein Mexikaner. Als bewaffnete Drogenhändler die beiden anhielten und sie fragten, was sie denn im Wald suchten, stellten sich Agustin und Roger blitzschnell dumm und gaben sich mit mittelamerikanischem Akzent als mexikanische Touristen aus. Es ging gut und die beiden konnten weitergehen.

Auf die Dauer aber half nichts mehr und Agustin musste woanders sein Dschungel-Camp aufbauen. Dieses Mal machte er gleich Nägel mit Köpfen und ging in seine alte Heimat

zurück. Drei Tage dauert die Bootsreise von Pucallpa den Ucayali hinunter, der in den Amazonas mündet, bis nach Iquitos. Man kann fliegen, aber eine Straße gibt es nicht. In der Nähe seines Geburtsortes Tamshiyacu baute Agustin erneut seinen Traum auf. Von Iquitos aus muss man erst stundenlang mit dem Boot bis nach Tamshiyacu stromaufwärts auf dem Amazonas fahren, dann geht es ein paar Stunden zu Fuß durch den Wald bis zum Camp. Diese neue Siedlung, die er „Yushintaita“ genannt hatte, wurde immer mehr zu einem Heilungszentrum. Hier lebten immer ein paar Jugendliche, ehemalige Drogenabhängige, die Agustin mit seinen Zeremonien und dieser anderen, gemeinschaftlichen Form des Zusammenlebens heilen konnte. Hier gab es keine harten Drogen und die nächste Ortschaft war viele Kilometer entfernt. Agustin machte sich das Prinzip der „Standpauke“ der Indianer zunutze, gab ihnen Ayahuasca und sprach dann über die Sucht nach Kokain oder anderen Drogen und hielt den Jugendlichen ihren baldigen Tod vor Augen, wenn sie ihr Leben nicht von Grund auf änderten.

„Takiwasi“, im Bergurwald bei Tarapoto in Peru, ist ein ähnliches, international gefördertes Anti-Drogen-Projekt und wird von einem französischen und mehreren peruanischen Psychiatern geleitet. Auch die Heiler, die in Takiwasi arbeiten, benutzen Ayahuasca und erzielen damit, wie Agustin, erstaunliche Heilerfolge.

Agustin ist inzwischen auch in Europa bekannt geworden und wurde immer wieder dorthin eingeladen. Vor allem nach Österreich, in die Schweiz, nach Deutschland, in die USA und in die Balkanländer. Er hat einen großen, internationalen Freundeskreis. Immer öfter kamen nun Touristengruppen zu ihm nach Tamshiyacu. Er badete sie mit Schlamm, wanderte mit ihnen durch den Wald, gab ihnen Ayahuasca, begeisterte sie für die Schönheiten des Waldes, berichtete ihnen von der Kultur der Indianer und ihrem Überlebenskampf und ließ sie eine ungewöhnliche Art des Ökotourismus erleben, der dauerhafte Freundschaften und Hilfsaktionen zustande brachte.

Als meine Schwester wieder einmal bei uns in Peru zu Besuch war, wollten wir eigentlich mit ihr und den Kindern einen gemütlichen, stressfreien Urlaub außerhalb von Lima in einem guten Hotel verbringen und kamen dennoch schließlich überein, zu Agustin zu reisen, ohne genau zu wissen, was uns erwartete. Wir flogen also von Lima nach Iquitos und dann ging es weiter im Boot nach Tamshiyacu, wo uns Agustin abholte. Er war per Funk über unser Kommen informiert worden.

Mit seiner Frau Soronjita und unseren Kindern, die damals neun und dreizehn Jahre alt waren, liefen wir, wie alle Besucher, ein paar Stunden durch den Urwald bis zu Agustins Camp. Wir bewunderten die schönen, großen Holzhütten, die mit Palmdächern gedeckt waren und die untereinander mit Holzstegen verbunden waren. Luxus gab es nirgendwo, aber „Yushintaita“ war ein harmonisch in die Landschaft des Waldes integriertes Wohn- und Lebensprojekt. Die Hütten hatten keine Wände, sondern - wie üblich - nur Holzplattformen. Strom und fließendes Wasser gab es natürlich nicht, aber in der Nähe war ein kleiner, klarer Bach. Hängematten dienten als Schlafstatt und alle Lebensmittel, bis auf Ananas, die überall in Mengen wuchsen, mussten mitgebracht werden. Bis zur Grenze zu Brasilien gebe es keine Häuser mehr, sagte Agustin. Hier war endlich die ersehnte Ruhe...

All das war wunderschön und gefiel uns gut - bis auf die Moskitos. Diese schienen hier mit Krokodilen gekreuzt worden zu sein. Sie waren ungeheuer blutrünstig und so konnten wir nichts tun, außer unter den Moskitonetzen zu bleiben und alle Körperteile in Kleidungsstücke zu verpacken, denn die Mücken fanden trotz der Netze immer Wege zu ihren wehrlosen Opfern. In der Nacht hatte Agustin seinen Ayahuasca-Trank fertig gekocht und in einer von seiner Musik und Gesang begleiteten Zeremonie bekamen wir von dem bitteren Gebräu zu trinken. Er hatte sogar ein eigenes Musikinstrument entwickelt, das er „el Arco del Duende“ (der Bogen des Kobolds) nannte.

Ich hatte früher schon einmal bei einer Filmreise Ayahuasca im Haus von Agustin in Pucallpa getrunken und wusste einigermaßen, was auf mich zukam. Agustin hatte damals in



jener Nacht eine Menge Leute im Haus, die an der Zeremonie teilnahmen, auch seine ganze Familie. Eigentlich hatte das Filmteam vereinbart, gemeinsam zu Agustins Zeremonie zu gehen, aber nach und nach sprangen alle ab und ich ging allein. Mir ging es erst einmal sehr schlecht, aber Übelkeit am Anfang gehört dazu, hatte ich mir sagen lassen.

Wir kannten Ayahuasca schon von früheren Filmarbeiten im nördlichen Urwald bei den Aguarrunas und hatten es einmal in Lima getrunken, als Agustin seine Zeremonien bei uns im Haus abhielt. Dazu kamen immer viele Interessierte, die die ganze Nacht bei uns im Haus, auf der Terrasse und im Garten verbrachten und auch oft noch am nächsten Morgen blieben. Einige waren entsprechend gerüstet und hatten Schlafsäcke, Wasserflaschen und Decken dabei. Es kamen Psychologen, Ärzte, Künstler, Neugierige und Leute, die echte Probleme hatten. In unserem Haus gab es viele Skulpturen von Agustin und durch die Holzkonstruktion des Daches und der Terrasse und durch den großen Garten war ein Hauch von Urwaldatmosphäre vorhanden.

Als wir die Serie über die traditionelle Medizin der Indianer Lateinamerikas drehten, lernten wir interessante Curanderos (Heiler) kennen und stellten ihnen unser Haus für eine Zeremonie zur Verfügung, wenn sie in Lima waren. Bevor Maiko geboren wurde, kam Agustin zu uns nach Hause und machte eine Zeremonie, an der auch meine Mutter teilnahm, die aus Deutschland zu Besuch war. Dieses Mal gab es keinen Ayahuasca, aber Agustin hüllte uns alle in dicke Tabakwolken ein und hatte um uns herum jede Menge magischer Objekte aufgestellt, spielte auf seiner Mundharmonika und bemühte sich nach Kräften, gute Geister anzulocken.

In Tamshiyacu dauerte es nicht lange, bis die halluzinogene Wirkung einsetzte. Als die Übelkeit vorbei war, sahen wir fantastische Muster, Regentropfen, die aus unendlicher Höhe fielen und Figuren, die sich in den Bäumen zu bewegen schienen. Nach ein paar Stunden schläft man ruhig ein.

Es hatte die ganze Nacht geregnet und als wir den Fußmarsch zurück nach Tamshiyacu zum Amazonas antraten, standen alle Wege unter Wasser und die kleinen Rinnsale im Wald waren plötzlich so tief, dass wir bis zur Hüfte im Wasser wateten. Das Boot, ein sogenanntes „Colectivo“, das wir auf der Rückfahrt nahmen, war schon übervoll mit Menschen, Bananenbüscheln, Hühnern, Schweinen, Säcken, Werkzeugen und Bierkästen. Aber der Bootsführer hielt überall an, wenn er Passagiere am Ufer sah, und nahm sie mit. Das Boot lag immer tiefer im Wasser. Es war total überladen und drohte jeden Moment zu sinken. Im Falle eines Unglückes wäre sicher kaum jemand lebend aus dem Boot herausgekommen, denn die Luken waren kreuzweise vernagelt.

„Belen“ heißt der Flusshafen von Iquitos, wo das Boot ankam. Es wird auch „Klein-Venedig“ genannt. Weder von Bethlehem noch von Venedig hat dieser Ort das Geringste. Die morschen Pfahlbauten stehen im schlammigen Wasser, das voller Abfälle ist. Hier baden die Kinder, dort pinkeln die Männer und die Frauen schöpfen Wasser. Als wir aus dem Boot stiegen, wateten wir bis zu den Knöcheln in stinkendem Schlamm. Hier sind die „traurigen Tropen“, die der französische Völkerkundler Claude Levi Strauss beschrieben hat, als er den Mato Grosso kennen lernte. Die Urwaldregionen Perus sind vergessenes Land. Kein Politiker kümmerte sich je darum, wie es den Menschen hier geht. Sie fühlen sich im Stich gelassen und tragen oft viel zu geduldig ihr Schicksal. Faszination, Üppigkeit, Elend, Schönheit, Sinnlichkeit, Fremdartigkeit, Spiritualität, Lebensfreude, Fatalismus und Traurigkeit liegen hier in den peruanischen Tropen sehr eng beieinander.

Agustin hatte überall Freunde und Verwandte, auch in Lima. Sie nahmen ihn auf und er konnte bei ihnen seine Zeremonien machen oder seine Werke ausstellen, denn die Galeristen in Lima waren ihm gegenüber fast alle arrogant. Schon früher hatten wir einmal eine Ausstellung mit seinen Skulpturen in unserem Haus gemacht. Wir luden alle unsere Freunde ein und er hat sehr viele Werke verkaufen können. Vor allem die Europäer liebten

seine Holzfiguren. Er machte bald darauf eine erfolgreiche Ausstellung in Hamburg, es folgten Ausstellungen in den USA und in vielen anderen Ländern.

Eines Tages, als er auf einem Baum saß und einen Ast für eine Skulptur schneiden wollte, verletzte er sich so schwer an der Hand, dass er danach keine großen Skulpturen mehr machen konnte. Seine Freunde in Europa sorgten dafür, dass er in Österreich operiert werden konnte, aber die Hand wurde nie mehr ganz bewegungsfähig. Immer mehr verlegte er sich auf seine Heilungszeremonien, den Kampf um die Erhaltung einer intakten Umwelt und der indianischen Kultur, die Verständigung zwischen Menschen unterschiedlicher Herkunft und Kultur sowie den Ökotourismus. Es kamen immer mehr Menschen zu ihm, um sich mit anderen auszutauschen, Projekte zu entwerfen, Rat und Hilfe zu finden. Darunter waren viele Prominente - auch Bill Kennedy, der bei Agustin Rat suchte. Er wurde immer öfter nach Europa und in die USA eingeladen und wurde zur Brücke zwischen den Kulturen. Er und seine Freunde in aller Welt unterstützen verschiedene soziale und künstlerische Projekte in seiner Heimat. In der Nähe von Tamshiyacu baute er noch ein weiteres Camp und ein besonders großes, eigenartig konisches Urwaldhaus mit fünf Stockwerken: „El Otorongo“, der Jaguar, in dem Menschen Ruhe finden sollen.

Es wurde ein Buch über ihn geschrieben und es sind Filme entstanden. Deutsche und kanadische Filmemacher haben seine Philosophie, seine Kunst und seine Heilkunst dokumentiert und seine Freunde schätzen ihn als Künstler, als Kenner des Urwaldes, als Verfechter der indianischen Kultur und Umweltschützer, als bescheiden gebliebenen, weltoffenen, charismatischen Menschenfreund und als Visionär mit erstaunlichem Weitblick. Sein positiver Einfluss reicht weit über Yushintaita hinaus.

## Wenn die Madres kommen

1987

Die peruanische Kongregation der Missionarinnen vom lehrenden und sühnenden Heiland wurde von dem deutschen Bischof Kaiser und der deutschen Mutter M. Willibrordis Bonefeld in Caraveli, im Süden Perus, gegründet. Dort, wo es keine Priester gibt, sollen die jungen peruanischen Schwestern arbeiten und die Priester, so gut es geht, ersetzen. In den abgelegensten, verlassensten und elendsten Andendörfern, in großer Höhe und Kälte, unter großen Entbehrungen und Armut arbeiten die Schwestern dieses Ordens. Sie werden in Caraveli, im Mutterhaus, ausgebildet, bevor sie in die Häuser ihres Ordens, die Patmos, reisen und mit der Arbeit beginnen. Von dort aus starten sie dann zu Fuß oder Pferd in ihre unzugänglichen, noch weiter entlegenen Missionsgebiete in den Bergen und sind oft bis zu drei Wochen in großer Höhe unterwegs. Inzwischen gibt es auch in Bolivien und Chile Schwestern dieses Ordens.

Mutter Willibrordis wurde 1998 mit dem großen Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland als „Botschafterin der Nächstenliebe“ für ihren unermüdlichen Einsatz ausgezeichnet. Nachdem sie im August 2002 verstorben war, wurde sie im Oktober 2003, gemeinsam mit Bischof Kaiser, im Mutterhaus der Gemeinschaft beigesetzt.

Wir hatten von der Kirchenredaktion des WDR den Auftrag, einen dreißig Minuten langen Dokumentarfilm über diesen Orden und die Arbeit der Schwestern zu drehen. Wir flogen zunächst von Lima nach Cuzco, um uns dort eine Nacht an die Höhe zu gewöhnen und vor allem, um auf dem Markt einzukaufen. Wir wussten, dass wir auf diese Reise alles Notwendige mitnehmen mussten, denn einen Laden würden wir lange nicht mehr sehen. Wie fast immer, wenn wir in entlegenen Gegenden drehten, mussten wir einen Generator mitnehmen, um die Batterien der Kamera und der Lampen aufladen zu können.

Der Standort der Schwestern, an dem wir filmen sollten, lag in Collurqui, einem kleinen Bergdorf, weit von Cuzco entfernt, im Departamento Apurimac, der ärmsten Gegend des Landes. Die Landschaft, durch die wir fuhren, war faszinierend. Die Fahrt führte uns steil hinunter ins Tal des reißenden Flusses. Dort unten waren die Temperaturen angenehm mild. Als ich ausstieg, um an der Brücke an einem Kiosk etwas zu kaufen, wunderte ich mich über die verhängten Gesichter der Menschen. Kaum ausgestiegen, wusste ich, warum alle hier eine Art Maske trugen: Es gab Millionen winziger Moskitos, die brutal stachen. Auf der anderen Seite der Brücke ging es ebenso steil hinauf in die kalten Höhen. In Luftlinie gemessen waren das von der Abfahrt bis wieder hinauf in die Höhe nur lächerlich wenige Kilometer, für die wir aber Stunden brauchten.

Wir waren einen ganzen Tag im Jeep unterwegs gewesen, bis wir endlich müde und hungrig nach Collurqui kamen. Das Dorf liegt idyllisch in den Bergen, hatte aber weder fließendes Wasser noch Strom, es gab keinen Laden und keinen Arzt. Die Schwestern empfangen uns sehr herzlich. Es gab etwas Gutes zu essen und wir verbrachten eine ruhige Nacht im schlichten, aber gemütlichen Patmo.

Wir filmten zunächst in Collurqui das tägliche Leben der Nonnen, die Kurse, die sie für Laien abhielten, die Felder, auf denen sie ihr Gemüse für den eigenen Bedarf anbauten, ihre Besuche bei Kranken und Sterbenden, die Behandlung der Patienten auf der kleinen Krankenstation und eine Zahnbehandlung, bei der die beherzte Schwester einem kleinen Mädchen einen Zahn zog. Ich schaute mich in Collurqui um und ging durch einen Torbogen. Dort sah ich zwei Hände aus dem Schlitz einer schweren Holztür herausragen. Ich sah durch den Schlitz in den Verschluss und fragte, wer denn da drin sei. Es war ein Mann, der dort im circa einen Quadratmeter großen Gefängnis des Dorfes stand, denn sitzen konnte man dort nicht. Er erzählte mir, dass der Polizist ihn dort eingeschlossen hatte, weil er sich mit einem anderen Mann geprügelt hatte. Die Schwestern brachten ihm etwas zu essen und reichten die Mahlzeit durch den engen Spalt in der Tür.

Die Madres müssen reiten lernen, denn ohne Pferde kommt man hier nicht weit. In Collurqui ist die Straße zu Ende. Also filmten wir den Unterricht. Natürlich flog eine Anfängerin gleich zu Beginn der Stunde beim Aufsteigen auf der anderen Seite des Pferdes wieder herunter, was bei Vorführungen des Films immer große Lacherfolge einbringt. Am anderen Tag musste auch das Filmteam alle Geräte und Gepäckstücke, den Motor und das Essen auf Eseln und Pferden gut festbinden und sich dann mit den Madres auf den langen Weg machen. Dem großen Kameramann Pedro brachten die Schwestern einen Stuhl, damit er auf das Pferd kam. Der Stuhl brach zusammen und so hatten wir wieder etwas zum Lachen. Wir waren zu fünft. Das war ein relativ großes Team für einen Dokumentarfilm, aber die Arbeit bestand nicht nur in den reinen Dreharbeiten, sondern es musste sich ja auch jemand mit den Pferden, dem vielen Gepäck und der Technik unter diesen schwierigen Bedingungen auskennen. Also waren wir: Ernesto „El Mono“, der Tonmann, Raul als Produktionsleiter, Pedro der Kameramann und aus Cuzco hatten wir Jorge „Maestro Caceres“ mitgebracht, der Quetchua kann und ein guter, zuverlässiger Assistent war. Niemand von ihnen konnte den Namen der Ordensgründerin Madre Willibrordis aussprechen und so taufte sie sie um in Madre „Willi Brothers“. Wir hatten Kokablätter und auch Pisco-Schnaps - als Geschenk und auch für uns selbst - gegen die Höhe und Kälte dabei. Das entging den Schwestern natürlich nicht. Eigentlich sind sie gegen das Kauen der Blätter und gegen Alkohol in jeder Form, aber je weiter wir uns von der Zivilisation entfernten, desto unkonventioneller ging es zu.

Ich hätte mir nie träumen lassen, einmal so lange Zeit eng mit katholischen Nonnen zusammenzuleben, aber es ging erstaunlich gut. Sie meinten, dass ich eines Tages in den Orden eintreten solle. Ich sagte, dass ich in Lima einen Ehemann und zwei Kinder hätte. „Ach, irgendwann sind die Kinder groß und der Mann ist weg“, antwortete Madre Brigida und machte sich Hoffnung.

Das Weihwasser musste von einem Priester geweiht sein und wurde in einem Gefäß mit auf die Reise genommen. Ich fragte, was sie denn machen, wenn das Weihwasser zu Ende ginge oder verschüttet würde. Sie antworteten, dass es dann nach dem Prinzip der Homöopathie weiterginge, d.h. ein Tropfen genügt, um normales Wasser in Weihwasser zu verwandeln...

Unsere Karawane überquerte eiskalte Flüsse und zog vorbei an atemberaubenden Abgründen. Die Berglandschaft war außergewöhnlich schön, aber der Gedanke daran, dass hier der Leuchtende Pfad, der in der Gegend operierte, sich schon öfter seine Opfer geholt hatte, verdarb ein wenig die gute Laune. Vor wenigen Wochen hatten die Terroristen mehrere französische Entwicklungshelfer in der Gegend ermordet. Sendero mochte keine Entwicklungshelfer und sicher auch keine Filmteams. Auch Mitglieder der katholischen Kirche waren bei ihnen nicht gern gesehen. Für uns sprach nur, dass die Schwestern medizinische Hilfe allen gaben und nicht danach fragten, ob es kranke und hilfsbedürftige Senderisten oder einfache Bauern waren.

Wir hatten stundenlang keine Menschenseele getroffen. Irgendwann tauchten zum ersten Mal die Silhouetten von Männern auf kleinen Pferden auf der Bergkuppe vor uns auf. Sie verschwanden schnell wieder und wir waren nicht sicher, ob es sich um Senderisten oder um indianische Bauern handelte. Als wir in die Nähe eines der kleinen Dörfer kamen, war es schon später Nachmittag. Da kamen uns alle Bewohner zu Fuß oder mit ihren Pferden entgegen. Sie spielten auf selbstgebauten Musikinstrumenten, Quena-Flöten, Trommeln und Blasinstrumenten. Das war der Empfang für die Madres, die als einzige Besucher in ihre abgelegene Gegend kamen und ihnen, neben der kirchlichen, auch ganz konkrete, weltliche Hilfe bei Zahnweh, Krankheiten und Unfällen brachten. Oft war eine Taufurkunde, die die Madres ausstellten, der einzige Beweis für die Existenz eines Menschen. Dafür wurden sie überall empfangen wie einst Simon Bolivar, der Befreier Lateinamerikas. Der Empfang galt auch uns. Man hielt mich für eine neue Schwester und nannte mich „Madrecita“, Mütterchen. Die Männer des Filmteams hielten sie für Priester, nannten sie „Padrecito“, „Väterchen“, und

baten sie um den Segen. Es half wenig, dass Pedro, Raul, „El Mono“ und „Maestro Caceres“ immer wieder beteuerten, keine Priester zu sein. Am Ende wurde einfach ein Kreuz in die Luft gezeichnet und alle waren zufrieden.

Die Nächte waren bitterkalt. Die Temperaturen fielen unter null Grad. Im Rohbau eines Lehmhauses, ohne Fenster und mit Lehm Boden, durften wir uns zur Nachtruhe hinlegen. Als Lager dienten Schaffelle, die auf dem nackten, kalten Boden lagen. Es war feucht und eisig. Am anderen Morgen, nach der schlaflosen Nacht in mehr als viertausend Metern Höhe, waren die Felle der Lamas und Alpakas, die draußen schliefen, voller Raureif. Das Waschen von Mensch und Wäsche ist unter diesen Bedingungen besonders schwer. Ich wartete auf die Mittagssonne und bei einer Rast ging das Waschen dann doch ganz einfach in einem Bach. Man muss ja nicht unnötig leiden.

Alle Dörfer, die wir besuchten, bereiteten den Madres denselben enthusiastischen Empfang. Die Schwestern hatten in jedem Dorf alle Hände voll zu tun. Sie besuchten Alte und Kranke, sprachen geschlagenen Frauen Mut zu, taufte Kinder und in einem Dorf wurde eine große Hochzeit vieler junger Paare von ihnen vollzogen. Die Schwestern stammten fast alle aus den Anden, konnten entweder perfekt Quetchua oder Aymara und hatten keine Angst vor der Höhe, der Kälte, der Einsamkeit oder dem Leuchtenden Pfad. Es war ihnen eine Strafe, wenn sie nach Caraveli ins Mutterhaus versetzt wurden, wo es Bequemlichkeiten und ein mildes Klima, aber keine Abenteuer gab. Das war auch die Befürchtung einer der Schwestern, die am Ende der Reise vom Pferd stürzte und auf einen Felsen aufschlug. Sie hatte sich die Hand gebrochen, so viel konnten wir ahnen und schienten das Gelenk mit einem Stück Holz provisorisch so gut es ging. Sie hatte große Schmerzen und musste so schnell es ging nach Cuzco ins Krankenhaus. Aber schnell ging hier gar nichts. Zum Glück war der Unfall auf dem Rückweg geschehen und wir waren nicht mehr weit von Collurqui entfernt, von wo aus sie nach Cuzco gebracht werden konnte.

Es war eine Reise der Unfälle. Eine Mutter hatte ihre blutüberströmte zehnjährige Tochter aus ihrem Dorf zu den Nonnen nach Collurqui getragen. Das Mädchen war von einem Stein am Kopf getroffen worden, als eine Kuh, die am Hang über ihr graste, den Stein lostrat. Ein anderer Mann war betrunken einen Abhang hinuntergefallen und hatte sich schwer verletzt. Die Nonnen gaben ihr Bestes, um ihn medizinisch zu versorgen. Er war übel zugerichtet.

In wenigen Tagen hatten Infektionskrankheiten in den umliegenden Dörfern fast dreihundert Kinder getötet. Masern und Erkältungskrankheiten rafften viele einfach dahin. Die Kindersterblichkeit ist extrem hoch. Hier oben kommt nie jemand vom Gesundheitsministerium vorbei. Ärzte gibt es weit und breit nicht und erst recht kein Krankenhaus. Die Menschen haben durch die einseitige, mangelhafte Ernährung und das kalte Klima, in dem sie nicht heizen können, denn Bäume gibt es in der Höhe nicht, keine Abwehrkräfte. Selten habe ich so viel Armut und von allen vergessene Menschen gesehen, wie in dieser Region Perus. Jedes Mal, wenn die Nonnen zu Besuch kamen, bildeten sie Laien aus, die ihnen halfen, ihre Arbeit zu machen, wenn sie wieder fort waren. Dabei ist der Kampf gegen den Alkoholismus der schwerste Kampf. Unter den oft hoffnungslosen Männern und Frauen ist dies ein großes Problem, das auch zu viel familiärer Gewalt führt.

Als wir das letzte Dorf verließen, bevor wir nach Collurqui zurückkehrten, riefen mich die Nonnen in eine armselige Lehmhütte. Darin lag der schwerkranke achtjährige Raul, der nicht mehr laufen konnte, auf seinem Lager aus Schaffellen. Auf einer Länge von circa dreißig Zentimetern konnte man seinen weißen Unterschenkelknochen sehen. Das Fleisch um den Knochen herum war entzündet. Die Nonnen säuberten seine Wunde und gaben ihm Medizin. Mehr konnten sie nicht für ihn tun. Wir nahmen den Jungen und seinen Vater mit nach Cuzco. Dort gab es deutsche Ärzte, die in einem Gesundheits-Projekt der GTZ arbeiteten. Wir kannten auch Herrn Sander, den deutschen Geschäftsführer eines Luxushotels für Touristen in Cuzco. Wir baten sie alle um Hilfe für den Jungen und sie halfen sehr gern.

Raul und sein Vater wurden im Hotel untergebracht und die Ärzte versorgten das Kind medizinisch. Raul wurde operiert und nach einem halben Jahr war er wieder gesund und konnte in sein Dorf zurückkehren.

Nachdem der Film im deutschen Fernsehen ausgestrahlt wurde, gab es viel positive Zuschauerpost und vor allem viele Spenden für Projekte der mutigen Schwestern.

## **Traditionelle Medizin der Indianer in Mexiko, Peru, Bolivien und Chile**

Eine Film-Serie für die Deutsche Welle

1990-1993

Die Deutsche Welle in Köln gab uns den Auftrag, fünf Kapitel einer insgesamt siebenteiligen Fernsehserie über die traditionelle Medizin der Indianer Lateinamerikas zu drehen. Zwei Kapitel wurden von unserem Kollegen Michael Tauchert, der in Kolumbien lebt, hergestellt. Es war eine sehr große Aufgabe für uns, die uns mehr als drei Jahre beschäftigen sollte und einen starken Einfluss auf unser zukünftiges Leben und unsere Weltsicht nahm.

Die Arbeit füllte uns vollständig aus. Mit dem Produktionsleiter und dem zuständigen Redakteur der Deutschen Welle reiste Kurt zunächst in die Länder Lateinamerikas, in denen gedreht werden sollte. Sie machten Verträge mit den dortigen Fernsehanstalten, die als Partner infrage kamen, und knüpften erste Kontakte zu den indianischen Heilern.

Kurt und ich teilten uns die Arbeit. Er drehte in Mexiko bei den Tzozil-Indianern in Chiapas, bei den Ärzten der Inka, den Kallawayas in den bolivianischen Anden und bereitete bei den Mapuche-Indianern in Chile die Produktion vor. Ich drehte in Nord-Peru bei den Heilern der heiligen Seen der Huarungas, bei den Guaraní im bolivianischen Tiefland und bei den Machis, den Heilerinnen der Mapuche im Süden Chiles, bei denen Kurt schon mit den ersten Dreharbeiten begonnen hatte, bis er krank wurde und nach Lima zurückkehren musste. Jorge Vignati und Pedro Neira wechselten sich als Kameramänner ab und reisten von Peru aus mit uns. Einige TV-Anstalten als Partner vor Ort stellten Tonmann, Aufnahmeleiter und Jeeps zur Verfügung.

Dr. Jürgen Riester übernahm als Anthropologe die wissenschaftliche Beratung der Serie und half bei der Realisierung des Kapitels über die Heiler der Guaraní in Bolivien.

Wir sind glücklich darüber, viele indianische Heiler und ihre Völker, ihre Denk- und Handlungsweisen und ihre Geschichte kennengelernt zu haben, dass wir eine Zeit lang mit ihnen leben und mit ihnen Freundschaft schließen durften. Ob Indianer letzten Endes die besseren Menschen sind, kann man nicht beantworten. Auch dort gibt es unterschiedliche Charaktere, gute und weniger gute Menschen. Aber sie betrachten sich als Brüder und Schwestern aller Lebewesen und versuchen, die Schöpfung in ihrer Nähe in ihrer Gesamtheit zu erhalten. Ihr Denken ist universell, ihre Philosophie auf Erhalt und Erneuerung ausgerichtet, auf den Respekt vor der Natur, auf Erhaltung der traditionellen Werte und ihrer Kultur. Die Anhäufung von Geld und Gut ist ihnen meist fremd. Dies allein schon macht sie verwundbar und hat dazu geführt, dass viele Stämme und indianische Gruppen heute einfach nicht mehr existieren. Sie wurden Opfer rücksichtsloser Glücksritter, der Holzfirmen und Kautschukbarone, der Politiker und ihren Militärs, der Goldgräber, der Missionare, der Terroristen und der Ölfirmen, die sie rücksichtslos vertrieben, versklavten, bevormundeten und ausrotteten. Dieser Prozess hält leider bis heute an.

Wir fanden in unserer Arbeit an der Serie Ansätze von Annäherung der Schulmedizin und der traditionellen indianischen Medizin und haben uns bemüht, diese Aspekte herauszuarbeiten. Die indianischen Heiler der Kallawayas, der Ärzte der Inkas, sind vom bolivianischen Gesundheitsministerium offiziell anerkannt und studieren nicht selten Medizin an der Universität. Im bolivianischen Tiefland hat das Schweizerische Rote Kreuz ein Hospital gebaut, in dem Schulmediziner neben den traditionellen Heilern der Guaraní die Patienten behandeln und sich in ihren Heilmethoden ergänzen. Auch in Peru hat das Gesundheitsministerium ein Institut für traditionelle Medizin eingerichtet. Im Kapitel über Peru zeigen wir, wie sich ein Arzt von einem einheimischen Heiler behandeln lässt.

Wir zitieren im Film die alten Griechen: „Für den Patienten ist es nicht wichtig, wer ihn heilt und wie er geheilt wird, sondern dass er geheilt wird.“

Die Deutsche Welle produzierte noch andere Serien zum Thema „Traditionelle Medizin“ in Afrika und Asien und es ist erstaunlich, wie sehr die Methoden der Heilung und das Weltbild der alten Völker sich überall auf der Erde gleichen, obwohl sie kaum etwas voneinander wissen.

Die Serie „Traditionelle Medizin“ wurde weltweit ausgestrahlt und von Millionen Menschen gesehen.



## **Traditionelle Medizin in Lateinamerika**

### Die Mapuche/Chile

Kurt war mit Jorge Vignati in den Süden Chiles gereist. Mit Hilfe der Film- und Videoproduktionsfirma Video Sur hatte er Kontakte zu den dort lebenden Mapuche-Indianern bekommen,

Sie hatten einige Schamaninnen getroffen, die damit einverstanden waren, gefilmt zu werden. Die Heilerinnen der Mapuche werden Machis genannt. Die alte Machi Carmen Corin erzählte, dass die Erneuerung ihres Altars, des „Rewe“, bevorstand. Der alte Rewe hatte nun zehn Jahre als Zentrum der Energie bei den Heilungsritualen gedient und durfte nicht mehr benutzt werden. Zur Erneuerung des Rewe sollten mehr als hundert Mapuche kommen. Eine Rewe-Erneuerung war bisher noch nie gefilmt worden. Das Fest sollte erst in ein paar Wochen stattfinden und Kurt wollte gern so lange warten. Er hatte sich wohl durch das Essen ein paar Magen- und Darmprobleme eingehandelt, so dass die beiden erst einmal nach Lima zurückkehrten. Als es dann soweit war, dass wir mit den Dreharbeiten beginnen konnten, flogen Jorge und ich nach Chile. Kurt blieb in Lima.

Weder Kurt noch ich waren seit dem Staatsstreich, der mehr als zwanzig Jahre zurücklag, in Chile gewesen und meine Erinnerungen schmerzten nicht mehr so wie früher. Eine neue Generation war herangewachsen. Das Land hatte einen wirtschaftlichen Aufschwung erlebt und das merkte man auch im Straßenbild der Hauptstadt Santiago, die modern und westlich geworden war. Sie erschien mir fremd und kühl. Überall fuhren die selbstbewussten Chilenen moderne Autos und fegten Fußgänger oft gnadenlos von der Straße. Die hohen Geschwindigkeiten waren auffallend, ebenso die modernen Fassaden, die gut gekleideten Menschen, das vielfältige Warenangebot. Aber was sich den Augen der Besucher zeigte, war nur eine Seite der chilenischen Wirklichkeit. Wer es genauer wissen wollte, fand natürlich schnell auch die Schattenseiten des Wirtschaftswunders: die Armut und sozialen Ungerechtigkeiten, die bis heute bestehen.

Abends im Hotel sah ich noch ein wenig fern. Die Nachrichten erschienen mir unglaublich. Eine Hähnchenbraterei auf halber Strecke nach Valparaiso sei abgebrannt, hieß es. Die Nachrichten bestanden fast nur aus Banalitäten. Wir kamen aus Peru, wo der Leuchtende Pfad, der MRTA und die Militärs die Menschen mit ihren Anschlägen und Rachezügeln in Atem hielten. Attentate, Elend, Kriminalität, Gewalt, Korruption - darüber berichteten peruanische Medien in dieser Zeit. Nichtigkeiten, wie abgebrannte Hähnchenbratereien, kamen in peruanischen Nachrichten nicht vor.

Am nächsten Tag ging unsere Reise in den Süden, circa siebenhundert Kilometer von Santiago entfernt. In der kleinen Stadt Temuco warteten bereits die Kollegen von Video Sur auf uns, die Jorge schon kannte. In dieser kleinen Stadt leben bis heute viele deutsche Einwanderer und pflegen ein Deutschtum aus vergangenen Zeiten. Die deutschstämmigen Chilenen, die im Süden des Landes leben, sind wortkarge Geschäftsleute oder Bauern, deren Vorfahren meist schon im vorigen Jahrhundert nach Chile ausgewandert waren. Sie haben sich nie ganz in die chilenische Gesellschaft integrieren können oder wollen. Ihre Ansichten sind meist sehr konservativ, ihr Humor dürftig, das Misstrauen gegenüber den Chilenen und den Indianern groß und der Geschäftssinn ausgeprägt. Der Staatsstreich des General Pinochet war für die meisten Deutschstämmigen in Chiles Süden ein Grund zu feiern. Otto und Fritz sind behäbige deutsche Witzfiguren, die die Chilenen erfunden haben und über die auch die Peruaner herzlich lachen können.

Um möglichst nahe an den vereinzelt gelegenen Gehöften der Mapuche zu sein, bezogen wir unser Quartier in einem kleinen Dorf. Es war bitterkalt und nass. Das baufällige Holzhaus, das sich „Hotel“ nannte, hatte nicht überall Glas in den Fenstern. Das Bett war klamm und an gesunden Schlaf war nicht zu denken. Video Sur stellte der Produktion einen Jeep zur Verfügung, denn ohne Vierradantrieb kommt man nicht weit. Wir fuhren nun zur

Machi Carmen, die uns mit ihrem Sohn Gabriel, der ihr Assistent war, und mit der ganzen Familie bereits erwartete. Sie kannte Jorge schon und die Kollegen von Video Sur hatten schon öfter bei ihnen gefilmt. Ich wurde auch freundlich aufgenommen und da alle gut Spanisch konnten, war die Kommunikation kein Problem. Leider sprechen die Mapuche kein Quetchua, so dass Jorge mit seinen Quetchuakennntnissen dieses Mal nichts anfangen konnte. Aber wie immer hatte er sofort Kontakt und machte seine Witze. Er sagte, dass er von den Inkas abstamme, worauf die freundlichen Mapuche ihm sogleich augenzwinkernd andeuteten, dass die Mapuche die Inkas nur bis zum Rio Maule kommen ließen ...

Die Mapuche sind nie besiegt worden, weder von den Inkas noch von den Spaniern oder den Chilenen. Sie waren immer ein stolzes Volk und bewohnten riesige Gebiete im Süden Chiles und Argentiniens. Auch heute bezeichnen sie sich selbst nicht als Chilenen. Sie sind Mapuches, haben eine eigene Sprache und eine eigene Kultur. Viel Zeit verbrachten die Männer im Krieg und die Frauen blieben zu Hause. Dies ist auch der Grund, warum hier nicht, wie sonst fast überall in Lateinamerika, Männer die Heiler und Schamanen ihrer Gemeinde sind, sondern Frauen.

Die kleinen Gehöfte der Mapuchefamilien liegen weit auseinander, das Land ist wenig ertragreich und die Menschen sind heute bitterarm. Einst hatten die Mapuche viele Tiere und bewohnten große Territorien. Der Süden Chiles ist ein beliebtes Reiseziel für Touristen. Hier liegen große, blaue Seen am Fuß der schneebedeckten Vulkane, es gibt Wasserfälle und kalte Urwälder, Araukarienwälder und fruchtbare Ebenen. Aber die Ureinwohner erlitten das Schicksal aller Indianer des Kontinents: Sie wurden vertrieben, betrogen und verachtet und heute gehört ihr fruchtbares Land den Weißen. Die Mapuche zählen heute noch etwa sechzigtausend verarmte Menschen.

Politiker haben sie immer wieder für ihre Ziele einspannen wollen. Die Militärregierung Pinochets nahm wenig Rücksicht auf die Interessen der Indianer. Sie zerstörte sogar die Araukarienwälder, um andere, rentablere Holzsorten anzubauen. Die Araukarie, der stolze, einheimische, wunderschöne, große Baum aber bot den Mapuches Nahrung, denn seine Samen sind essbar. Die Zerstörung ihrer Kultur war in den achtziger Jahren nahezu vollständig gelungen. Ihre Sprache wurde kaum noch gesprochen.

Gabriel hatte sich immer für die Rechte seines Stammes eingesetzt und saß deshalb sogar schon im Gefängnis. Heute haben die Mapuche eigene Organisationen und bekommen Unterstützung aus den Reihen ihrer ehemaligen Feinde, der Weißen, die sich für die Rechte der Indianer einsetzen. Viele Prozesse der Zerstörung sind aber leider nicht mehr rückgängig zu machen.

Carmen hatte, wie viele Machis, bereits als Kind gewusst, dass sie eines Tages Schamanin sein würde. Die Mädchen werden zunächst unheilbar krank, was als ein Zeichen dafür gedeutet wird, dass sie zur Machi bestimmt sind. Nehmen sie die Aufgabe an, werden sie gesund, wenn nicht, so sterben sie, sagt man. Carmen erkrankte im Alter von neun Jahren und eine alte Machi sagte ihr, sie müsse ihr folgen. Carmen nahm die Aufgabe an, unterzog sich den Initiationsriten und lernte fortan viele Jahre bei der alten Machi die Kunst des Heilens. Als wir den Film drehten, war sie fünfundsechzig Jahre alt.

Die Zeremonie der Erneuerung des Rewe, des Altars, stand bevor und von weither kamen die Verwandten, Freunde, Stammesangehörigen und ehemaligen Patienten der Machi Carmen auf das Gehöft. Es herrschte geschäftiges Treiben. Essen wurde zubereitet und die Männer fällten einen großen Baum, aus dem der Rewe geschnitzt werden sollte. Carmens Mann war schon lange gestorben und Gabriel ersetzte den Vater so gut er konnte bei allen Arbeiten und als Helfer bei den Zeremonien. Eine der Schwiegertöchter ist Chilenin, hat sich aber an das Leben der Mapuche völlig angepasst und ist zufrieden. Die eigene Tochter der Machi wollte nie Heilerin werden wie die Mutter.

Drei Tage und zwei Nächte sollte das Ritual des Rewe dauern. Wir waren weit entfernt von der sogenannten Zivilisation, es gab keinen Laden in der Nähe, keine Gaststätte, keinen Strom, kein fließendes Wasser. Das Schlimmste aber waren die Kälte und die Nässe. Es sollten harte Zeiten für uns Bleichgesichter werden. Den Tag über hatten die Mapuche schon Zimtsträucher geschnitten und ins Gehöft gebracht. In den dicken gefällten Stamm schlugen sie nun Stufen hinein, damit die Machi auf ihnen hinaufsteigen konnte. Der Stamm wurde aufgestellt und mit den Zimtzweigen geschmückt. Der Rewe stellt die Verbindung der Erde zum Universum dar, er ist das Zentrum der Kraft für die Machi.

Als die Nacht hereingebrochen war, begann die große Zeremonie, die bisher noch nie gefilmt worden war. Doña Carmen hatte die Augen mit einem Tuch verbunden. Bei Zeremonien, aber auch im Alltag, war sie in ihre traditionelle Tracht gekleidet, die alle Mapuchefrauen tragen. Sie trug ein buntes Kopftuch, bunte Röcke, eine Bluse und über der Brust hing ihr schwerer Silberschmuck. Sie schlug die magische Trommel, das mit Blut bemalte Kultrun, und fiel bald in Trance. Gabriel, ihr Assistent, „übersetzte“ die teils unverständlichen Worte seiner Mutter. Die Mapuche bezeichnen diese Interpreten als „Dungunmachife“.

„Nicht ich, die Machi, spricht, sondern mein Geist“, sagte sie und als die Zeremonie vorüber war, hatte sie alles vergessen. Außer ihrem Sohn hatte sie etwa zwanzig Assistenten. Mit Stöcken aus Quittenholz, der heiligen Pflanze der Mapuche, schlugen die Männer, die Holzmasken trugen, rhythmisch zur Trommel die Stöcke aneinander, um die bösen Geister zu vertreiben. Mit Wein und den Zweigen des heiligen Zimtstrauches opferten sie Gaben für den Beistand der guten Geister. Männer, Frauen, Kinder, das Opferschaf und auch die Pferde mit ihren Reitern, gingen ohne Pause die ganze Nacht hindurch um den Rewe herum. Die Machi stand oben auf einer Stufe des Baumstammes und sprach in Trance zu ihrer Gemeinde. Diese Arbeit war sehr anstrengend für sie, aber auch für alle anderen Teilnehmer. Für uns, die wir filmten, war die körperliche Belastung sehr hoch - vor allem wegen der nassen Kälte. Wir wurden aber reich für die Entbehrungen entschädigt und erlebten eine interessante Kultur, die trotz aller Schwierigkeiten den Willen zum Überleben hat. Wir lernten eine hoch entwickelte philosophische Weltsicht kennen, die auf Gemeinschaft, auf das „Wir“ und nicht auf das „Ich“, ausgerichtet ist und die allen indianischen Kulturen eigen ist. Machi Carmens Geist forderte die Mapuche auf, ihre Sprache weiterhin zu sprechen, ihre Kultur aufrechtzuerhalten und die Natur zu respektieren. Sie prophezeite allen, die die Natur nicht achten, Hunger, Armut, Dürre und Tod.

In der Weltsicht der Mapuche hat jeder Begriff einen Gegenpart: Tag und Nacht, Gut und Böse. Das „Venumaku“ ist das Reich der Götter, das „Nukemaku“ das Reich der Menschen. Der Kalku verkörpert das Böse und alle Helfer sind Krieger, die gegen das Böse kämpfen, damit die Machi ihre Patienten gesund machen kann und der Kalku von den Kranken ablässt. Während der Zeremonie erscheint ein schwarzer Reiter als Symbol des Bösen und fordert die anderen Krieger zum Wettrennen mit ihren Pferden auf. Dieser symbolische Kampf gegen die spirituellen Feinde fand in einer weiten Ebene unterhalb des Gehöftes statt. Als das Pferderennen beendet war, wurden die Tiere zur Machi gebracht. Der Schweiß der Tiere symbolisiert die Kraft, die gegen das Böse wirkt. An der Zeremonie nahmen Patienten der Machi teil, die sie geheilt hatte und die aus Dankbarkeit von weither kamen. Darunter waren auch ein Offizier der chilenischen Armee sowie ein Evangelist, also Chilenen, aber die Machi nahm alle Kranken als Patienten an. Alle hatten ein Interesse am Gelingen des Rituals. Das Gefühl von Gemeinschaft war groß und die psychologische Wirkung sehr positiv für alle Beteiligten. Auch wenn wir nicht krank waren, so sprang doch der Funke der positiven Energie auf uns über und man bemerkte, ähnlich wie bei den großen christlichen Prozessionen, wie diese Energieströme alles erfüllten.

Die Teilnehmer, die gerade nicht um den Rewe gingen, saßen in der Holzhütte während dieser Nächte zusammen, um sich am Feuer zu wärmen, etwas zu essen, die Ponchos zu trocknen und sich zu unterhalten. Das Feuer war auch für uns der einzige Ort, um uns ab und zu ein wenig aufzuwärmen und die nassen Kleider zu trocknen. Draußen regnete es und verwandelte alles in eine matschige Pampa. Über dem Feuer in einer der Hütten brodelte eine Suppe mit Pferdefleisch. Das ist ein wichtiges Nahrungsmittel hier und auch für uns gab es in diesen Tagen nichts anderes bei Doña Carmens Familie. Suppe ist gut gegen die nasse Kälte. Kalt und nass, das ist der Süden Chiles im Winter. Ich hatte mir zum Glück ganz intuitiv noch eine warme Jacke in Temuco gekauft, obwohl ich nur eine blasse Vorahnung hatte, wie schlimm Kälte und Nässe werden würden.

Als der Morgen dämmerte, war die Zeremonie der Einweihung des neuen Rewe beendet. Wir hatten alles gefilmt und niemand hatte es gestört, dass wir unsere Lampen auf sie richteten, drehten und fotografierten. Für die Fotos, die mit Blitzlicht gemacht werden mussten, hatte ich noch einmal Gabriel und Carmen gefragt, ob es ihnen recht sei, und sie waren einverstanden.

Nun musste der alte Rewe dem Fluss übergeben werden, damit er dort in Ruhe vermodern konnte. Alle nahmen daran teil und eine große Prozession setzte sich mit Trommeln und Gesang in Bewegung. Die Anstrengung der Nacht stand allen ins Gesicht geschrieben. Wir bissen die Zähne zusammen. Die Mapuche waren dem alten Rewe gegenüber sehr dankbar und trugen ihn mit Respekt auf Ochsenkarren zum Fluss. Zusammen mit den Holzmasken wurde er den Fluten übergeben. Die Gesänge, die das Ritual begleiteten, erzählten von der Wichtigkeit des Erhaltes der indianischen Kultur und sie erbaten dafür den Beistand der guten Geister. Die Mapuche wissen, dass sie alles, was die Menschen brauchen, von den Göttern erbitten müssen: das Essen und Trinken, die Gesundheit und den Frieden. Dafür bieten sie den Göttern ihre Opfergaben an.

Trotz allem waren wir hundemüde und freuten uns, als endlich alles überstanden war. Völlig durchgefroren und durchnässt erreichten wir nach langer Fahrt über die holprigen Feldwege endlich das feuchte und kalte Hotel. In der Küche des Hotels, in der niemand außer uns war, hängten wir unsere nassen Sachen über eine Wäscheleine, die wir über den Holzofen gespannt hatten, und warteten, dass sie trockneten. Ich machte noch einen Spaziergang über den kleinen Markt des Dorfes und kaufte einen elektrischen Föhn. Zum Glück gab es im Dorf Strom, den wir auch zum Laden unserer Akkus brauchten. Meine Rechnung, um endlich eine Nacht ohne zu frieren einzuschlafen, ging auf: Föhn einschalten, unter die klamme Bettdecke halten, bis es gemütlich warm ist, dann Föhn abschalten und einschlafen. Ein tolles Rezept.

Es standen uns noch viele Szenen bevor, die gedreht werden mussten. Dazu gehörte auch die Erneuerung der magischen Trommel, des Kultrun. Gabriel, seine Mutter und die ganze Familie der Machi halfen dabei. Gabriel hatte seit Tagen ein Pferdefell in der Erde vergraben, so dass sich die Haare nun von der Haut lösen konnten. Mit dieser Haut wurde die Trommel bespannt. Bevor sie verschlossen wurde, wurden noch Münzen und Quarze hineingelegt. Ein Opfer aus Wein wurde dargebracht und auf die Trommel gegossen. Mit Schafblut und einem Fixierungsmittel wurde nun das Kultrun bemalt. Zunächst wurde eine Vierteilung durch Striche gemacht, die die vier Himmelsrichtungen symbolisierten. Kreise symbolisierten die Sterne und am Rand des Instrumentes wurden die Lebenswege als gebogene Linien gezeichnet.

In ihrem gut sortierten Kräutergarten am Haus von Carmen filmten wir, wie sie frische Kräuter schnitt. Die Kräuterheilkunde beherrscht eine gute Machi natürlich, aber für Doña Carmen ist vor allem die spirituelle Heilung wichtig und die Heilung durch Pflanzen eher Nebensache.

Die Familie einer Patientin hatte ein Glas mit Urin gebracht. Die Machi diagnostizierte mit Hilfe des Urins der Kranken und sah darin, dass der Wekufe, der böse

Geist, seinen Hauch an diese Patientin gesendet hatte. Gabriel erklärte uns, dass in diesem Falle die Patientin den Hauch des Wekufe eingeatmet hätte und Magenschmerzen habe. Es mag ja sein, dass diese Konzepte und Methoden wenig mit der westlichen Wissenschaft und Schulmedizin gemein haben. Tatsache ist jedoch, dass sie helfen und dass die indianische Bevölkerung Lateinamerikas sich meist lieber von ihren eigenen Heilern, denen sie vertraut, behandeln lässt, als von Schulmedizinern - die sie eh nicht bezahlen können und die sie meist nicht verstehen.

Es ging uns aber bei dieser Serie nicht darum, eine Medizin gegen die andere auszuspielen. Im Gegenteil. Immer wieder haben wir, vor allem in den Kapiteln über Bolivien und Peru, versucht, gemeinsame Ansätze, die es durchaus gibt, herauszuarbeiten und keine Abwertung vorzunehmen. Vor allem im Bereich der Behandlung psychischer Krankheiten spielt die traditionelle Medizin eine besondere Rolle. Die Patienten fühlen sich in den traditionellen Ritualen aufgehoben, in ihrer eigenen Kultur, und die Gemeinschaft hilft ihnen bei der Genesung.

Es stand noch eine solche große Heilungszeremonie für die Psyche bevor, die wir filmen wollten: das doppelte Machitun, das bei sehr kranken Patienten angewendet wird. Eine Nachbarin, Doña Juana Silvia, die mit ihrem Mann auf einer benachbarten Parzelle lebte, litt schon lange an schweren Depressionen. Sie waren sehr arm und mussten schwer auf ihren kargen Feldern arbeiten. Dadurch, dass seine Frau ausfiel, war das Leben des Mannes noch härter geworden und es fehlte ihnen am Allernötigsten. Für eine große Heilungszeremonie, die in früheren Zeiten sehr oft stattfand, haben die Mapuche heute immer weniger Möglichkeiten, weil es an Mitteln dafür fehlt. Auch wenn die Machi Carmen kein Geld nimmt, so kostet ein großes Heilungsritual dennoch viel Geld für die Bewirtung der Gäste und Helfer, die wieder die ganze Nacht hindurch bis zur Erschöpfung tanzen, singen und schießen, um die bösen Geister abzuschrecken. Auch die teure Munition für die Gewehre muss gekauft werden.

Juana Silvia erzählte uns von ihrer Krankheit. Sie sagte, sie habe das Gefühl, wahnsinnig zu werden, sei ohne Ende traurig und könne nicht arbeiten. Sie hätte keine Energie für die Arbeit und keine Freude mehr am Leben. Wir kauften Munition für die Flinten und Essen und Trinken für alle Teilnehmer ein. Wie bei der Zeremonie der Erneuerung des Rewe, kamen wieder sehr viele Mapuches von weither, um Juana Silvia zu helfen und ihre Machi zu unterstützen. Als die Nacht hereingebrochen war, wurde die Kranke in einer Holzhütte mit freiem Oberkörper zwischen zwei Zimtsträucher gelegt. Um sie herum gingen im Rhythmus des Kultrun, und mit Stöcken schlagend, die Teilnehmer. Gabriel übersetzte auch dieses Mal, was der Geist durch seine in Trance gefallene Mutter sagen ließ:

Doña Juana hatte die Krankheit bekommen, weil der Kalku, der Böse, sich ihrer Haarbüschel und Stofffetzen aus ihrer Kleidung bemächtigt hatte, um sie so zu verhexen. Die Krieger, die „Guerreros“, sangen und schrieten: „Wir geben nicht auf! Zehnfach werden wir siegen!“

Das symbolische Aussaugen des Bösen ist überall bei den Indianern Lateinamerikas, und sogar weltweit, eine traditionelle Heilmethode der Schamanen und Machi Carmen wandte sie bei Juana Silvia an. Sie nahm Blut vom Opferschaf und Zimtblätter in den Mund und begann dann, am Körper der Kranken zu saugen. Die Werkzeuge des Bösen, die Haarbüschel und Stofffetzen, wurden zusammen mit Quarzen, die heilende Wirkung haben sollen, in Blätter des Zimtstrauches eingewickelt und auf langen Stöcken zum Rewe gebracht, wo sie zwischen die Zimtweige gehängt wurden. Die kleinen Blattpakete wurden anschließend dem Feuer übergeben, damit sie keinen weiteren Schaden mehr anrichten konnten.

Zweifellos sind dies alles symbolische Handlungen, die aber die Krankheit für den Patienten sichtbar machen. „Erst muss die Seele heilen, dann der Körper“, sagte die Machi Carmen. Die Gemeinschaft, die die depressive Patientin umgab und ihr beistand, für sie Opfer darbrachte und an sie dachte, die bösen Kräfte vertrieb und ihr mit aller Kraft sagte, dass sie

Teil dieser Gemeinschaft war, geliebt und nicht vergessen wurde, war sehr wohltuend für die Kranke.

Das doppelte Machitun dauerte wieder bis zum Morgengrauen. Dann versammelten sich alle noch einmal draußen vor Juana Silvia und verabschiedeten sich. Sie wünschten ihr Glück und gute Besserung. Dann bemalte Gabriel ihr Gesicht mit Hühnerblut und damit war die Zeremonie beendet. Bei soviel Zuwendung kann man nicht anders als gesund werden. Wir hatten eine Menge von der Machi Carmen, von Gabriel und von allen Mapuches gelernt, als wir die Dreharbeiten beendeten. Doña Carmen war nie aus ihrer Gemeinde hinausgekommen, aber ihre Weisheit, ihre Weltsicht und ihre Philosophie, ihre Stärke und ihr Einsatz für ihre Kranken und die Kultur ihres Volkes machen sie zu einer gebildeten und weitgereisten Frau.

Als wir wieder in Temuco waren, bei Video Sur unsere Geräte überprüften und uns für die Rückreise nach Lima fertig machten, klingelte das Telefon. Es war Kurt, der aus Lima anrief und mir sagte, dass in unserem Wochenendhaus in Santa Eulalia eingebrochen worden war und dass Roberto, der Hausmeister und Wächter der Siedlung, mit Waffen bedroht worden war und er als Täter den Leuchtenden Pfad vermutete. Viel wichtiger aber war die Nachricht, dass Abimael Guzman, „El Presidente“, der Kopf des Leuchtenden Pfad, in Lima gefangen genommen worden war. Mir fiel erst einmal der Hörer aus der Hand und ich rief Jorge. Abimael Guzman war lange von der Polizei und dem Geheimdienst beobachtet worden. Man wusste aus dem Hausmüll der Wohnung, wo man seinen Aufenthalt vermutete, welche Medikamente er einnahm (unter anderem gegen Schuppenflechte), welche Zigarettenmarke er rauchte (Winston) und was es bei Terroristas zu essen gab...

General Ketin Vidal, der die Operation geleitet hatte, war ein kleiner, schwächlicher Mann, dem man das alles kaum zugetraut hätte und dem jede Uniform eigentlich zu groß war. Auf einem der Botschaftsempfänge habe ich mich später mit ihm unterhalten können. Er sprach mit leiser Stimme und machte den Eindruck eines sehr hellen Kopfes. Nach Guzmans Gefangennahme ließ er ihn nicht mehr aus den Augen und schlief erst einmal neben ihm im selben Raum, damit ihn niemand tötete. Das Kopfgeld von vierzigtausend US Dollar, das er erhielt, spendete er für bedürftige Kinder.

Auch Eitelkeit war es, die Guzman und seine Gefolgsleute zu Fall gebracht hatte. Sie waren auf einem Video zu sehen, das sie selbst gefilmt hatten. Dort sah man in fröhlicher Runde alles, was bei Sendero Luminoso Rang und Namen hatte, Sirtaki in einer ihrer geheimen Wohnungen tanzen...Dämmer geht's nimmer, aber gut so, denn damit waren wenigstens die vielen Jahre Terror in Peru schlagartig vorüber.

Leider blieben alle anderen Probleme bestehen. Die noch freien Senderisten gaben entweder auf und kehrten ins normale Leben zurück oder suchten sich neue Beschäftigung im kriminellen Milieu. Den Gefangenen ging es gewaltig an den Kragen und Menschenrechtsorganisationen haben bis heute jeden Grund zu Protesten gegen die unmenschlichen Haftbedingungen. Das „Prinzip Rache“ nützt niemandem und beschert den Peruanern kein besseres Leben.

## **Taquile, Insel im Titicacasee**

Ein Film über fairen Handel mit Kunsthandwerk

1996

Nach etwa dreieinhalb Stunden Bootsfahrt von der Stadt Puno aus erreicht man die Insel Taquile, gelegen im höchsten schiffbaren See der Erde, dem Titicacasee. Der Sage nach sind die Gründer des Inkareiches, Mama Occlo und Inka Manco Capac, auf diesen See vom Himmel zur Erde herabgestiegen.

Die Fahrt führt vorbei an den Siedlungen der Uros, die auf Binseninseln im See leben und heute meist zur Sekte der Adventisten gehören. Das tiefblaue bis smaragdgrüne Wasser, der weite Himmel und die grünen Ufer faszinieren den Besucher und je näher er der Insel kommt, desto mehr schlägt sie ihn in ihren Bann. Die Insel ist fünfeinhalb Kilometer lang und an ihrer breitesten Stelle nur anderthalb Kilometer breit. Das klingt bescheiden, aber da es auf Taquile weder Autos noch Fahrräder, auch keine Esel oder sonstige Transportmittel gibt, merkt man schnell, wie groß die Insel dennoch ist. Die Höhenunterschiede, die zu bewältigen sind, können für abgehetzte Stadtmenschen sehr anstrengend sein. Bei der Ankunft befindet man sich auf der Höhe des Sees, nämlich dreitausendachthundert Meter über dem Meer, und wer hinauf ins Dorf will, muss fünfhundertachtunddreißig steile Stufen bis auf über viertausend Metern Höhe bewältigen.

Dort oben gibt es ein paar Restaurants, dort liegen die Lehm- und Steinhäuser, in denen die Touristen untergebracht werden, die Plaza mit der kleinen Kirche, die Grundschule mit Kindergarten, die höhere Schule und das Rathaus. Es gibt auch ein paar Läden, darunter zwei der Kunsthandwerk-Genossenschaft, wo man Taquiles wunderschönes, traditionsreiches Textil-Kunsthandwerk kaufen kann: Jacken, Taschen, Fajas (Stoffgürtel) und Chullos (Mützen). Taquiles Textilkunsthandwerk gehört zum Feinsten, was Peru zu bieten hat. Von alters her stricken die Männer, die Frauen weben. An einem Stoffgürtel wird etwa eineinhalb Monate gearbeitet, an einem Chullo ein Monat.

Der Tourismus auf der Insel wird von der einheimischen Bevölkerung selbst verwaltet, was ein Vorteil ist. Die indianischen Autoritäten regeln traditionsgemäß alles, was das Wohl der Comunidad angeht, denn die Gemeinschaft ist außerordentlich wichtig. Zwölf Boote sind Eigentum der Gemeinde. Sie stehen dem Fischfang und den Touristen zur Verfügung. Die Felder sind Gemeinschaftseigentum oder Eigentum der einzelnen, insgesamt dreihundert Familien, die auf der Insel leben. Die Unterkünfte für die Touristen sind einfach und sauber. Elektrisches Licht gibt es nicht. Einige der Häuser haben jedoch Strom aus Sonnenenergie und ein paar Fernseher laufen mit Batterien. Die ersten Sonnenenergiezellen waren ein Geschenk der Deutschen Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit.

Die Bevölkerung Taquiles lebt hauptsächlich von der Landwirtschaft. Angebaut werden Mais, Kartoffeln, Oka, Mashua, Olluco (Knollenfrüchte), Gerste, Weizen und dicke Bohnen. Quinoa wird wenig angebaut, denn auf der Insel gibt es viele Vögel, die diese Körner besonders lieben. In Gewächshäusern werden sogar Tomaten und andere Gemüsesorten gezüchtet. Angebaut wird hauptsächlich auf Terrassen, die noch aus vorinkaischer und inkaischer Zeit stammen und gut instand gehalten werden. Das ist auch notwendig, denn die Bevölkerung Taquiles wächst ständig. Als wir dort waren, lebten nach letzten Zählungen tausenddreihundert Menschen auf der Insel.

Die Gemeinschaftsarbeit ist sehr wichtig und sichert das Überleben dieser traditionsreichen Gesellschaft. Riten wie „El pago a la Pachamama“, ein Fruchtbarkeitsritual mit Kokablättern für die Mutter Erde, werden bis heute praktiziert. Kaum irgendwo in Peru haben die Gesetze des Inkareiches noch heute so viel Gültigkeit wie auf Taquile: „Ama sua, ama qhella, ama llulla“ (Sei kein Dieb, sei kein Lügner, sei kein Faulpelz). Das sind Forderungen, die auf Taquile selbstverständlich eingehalten werden. Dass niemand stiehlt, sieht man auch daran, dass es auf der Insel keine Hunde gibt.

Der Fischfang vervollständigt die Nahrung der Bevölkerung. Leider haben die räuberischen Forellen und die Pejerreyes, die zuvor nicht im See heimisch waren, die einheimischen Fischarten wie Suche, Ispi und Mauri nahezu völlig ausgerottet. Inzwischen sind auch die Forellen rar geworden. Die Touristenführer über Peru führen Taquile als Ziel für den Ökotourismus auf. Die Insel ist gewiss etwas Besonderes und von herausragender Schönheit. Es besteht aber die Gefahr, dass der sogenannte Fortschritt die Möglichkeiten des vernünftig selbst verwalteten Tourismus zunichte macht. Es bleibt zu hoffen, dass die großen Hotelketten nicht auf die Idee kommen, Betonburgen auf die Insel zu setzen. Stein- und Lehmhäuser, die früher mit Pampagras und Binsen gedeckt wurden, bekommen schon heute immer mehr Wellblechdächer, denn Pampagras und Binsen werden immer seltener. Es ist kein altmodisches Denken, wenn man die traditionelle Bauweise verteidigt, die thermisch und akustisch ausgezeichnet ist und bei Regen keine nervtötenden Geräusche verursacht, wie das kalte, und bei Sonne viel zu heiße, Wellblech. Es sind die Touristen selbst, die es oft beklagen, dass es auf der Insel immer mehr Wellblechdächer gibt, was das harmonische Bild einfach stört. Da die Dächer aus natürlichen Baustoffen oft gewechselt werden müssen, kamen die Bewohner Taquiles auf die Idee, auf der Unterseite des Daches Wellblech anzubringen und oben eine Schicht Binsen oder Pampagras draufzulegen.

Man vermutet, dass Taquile zu Inkazeiten ein Lager für Saatgut und auch eine Ritualstätte war. Der Ursprung des Namens Taquile stammt wahrscheinlich vom Quetchua-Wort „Taki“ (das Lied, der Gesang). Es gibt aber auch die Meinung, der Name sei auf den spanischen Eroberer Pedro Gonzalo de Taquila zurückzuführen, der 1580 die Insel gekauft hatte. Noch heute gibt es auf Taquile zahlreiche Kultstätten, Ruinen, Höhlen und Felszeichnungen, die die meisten Touristen aus Zeitmangel nicht zu sehen bekommen. Da Taquiles Landwirtschaft fast völlig vom Regen abhängig ist, gibt es bis heute noch viele Inselbewohner, die sich an den alten Regenzauber erinnern und gerne möchten, dass diese Zeremonien nicht in Vergessenheit geraten.

Uns führte, wie konnte es anders sein, ein Filmauftrag auf die Insel. Wir hatten den Februar als Drehzeit gewählt, denn der 2. Februar ist, wie vielerorts im Andenhochland, ein wichtiges Datum. Auf Taquile ist das Fest der „Virgen de la Candelaria“ selbst für Perukenner etwas Außergewöhnliches. Die Farbenpracht der Tänzer und der Varayocs, der einheimischen Autoritäten, die schwarze Tracht der verheirateten Frauen und die puren Farben der Röcke der Mädchen lassen Künstlerherzen höher schlagen.

Unser Filmteam bestand aus Kameramann Jorge Vignati, aus mir und unserem damals sechzehnjährigen Sohn Florian, der gerade Schulferien hatte und zum ersten Mal als Kameraassistent mit auf eine größere Filmreise ging. Unsere einheimischen Begleiter aus Taquile hatten uns schon in der Stadt Juliaca vom Flughafen abholen wollen, hatten uns aber leider verpasst. Wir trafen uns dann endlich in Puno und fuhren mit dem Boot der Kunsthandwerker-Genossenschaft los. In einem kleinen Lehmziegelhaus der Genossenschaft wurden wir untergebracht.

Thema des dreißigminütigen Films war das Kunsthandwerk der Inselbewohner, die Lebensbedingungen der Menschen, die das Kunsthandwerk herstellen, und die gerechte Vermarktung im Ausland. Das Publikum sollte möglichst viel erfahren über die Traditionen der Inselbewohner und das Leben der indianischen Produktionsgemeinschaften. Die Dreharbeiten für diesen Film führten uns kurz danach in den Urwald zu den begabten Kunsthandwerkern der Shipibo-Indianer und für den dritten Teil des Films zu der Vereinigung der Kunsthandwerker aus Sarhua in den Zentralanden, die ihren Sitz auch in Lima hat. Minka ist die peruanische Organisation, die uns, zusammen mit der holländischen humanistischen Stiftung HIVOS, beauftragt hatte, diesen Film zu realisieren. Minka ist eine Nicht-Regierungs-Organisation, die Kunsthandwerk, das in Peru von Genossenschaften, Produktionsgemeinschaften und Comunidades hergestellt wird, ohne Zwischenhändler ins Ausland exportiert und die gerechte Vermarktung sicherstellt. Die Arbeit von Minka besteht



außerdem in Forschung und Ausbildung, um die Kultur der Kunsthandwerker zu erhalten. Für die Mitglieder der Kunsthandwerk-Genossenschaft „Kollino“ auf der Insel Taquile kamen wir nicht als Fremde, sondern als Menschen mit der Aufgabe, optimal umzusetzen, was die Kunsthandwerker dem Publikum mitzuteilen haben.

Die Inselbewohner begegneten uns freundlich und offen und haben sofort verstanden, dass wir gekommen waren, um eine „Brückenfunktion“ zu erfüllen. Die Frauen wirkten im ersten Moment scheu, fassten aber schnell Zutrauen und gaben uns lange und ausführliche Auskünfte über ihre Webarbeiten, deren Muster sie von Generation zu Generation weiter vererben. Sie sprechen am fließendsten in ihrer Muttersprache Quetchua, die auch Jorge ausgezeichnet spricht. Sie erzählten uns, dass die fein gewebten Gürtel die Kalender der Inselbewohner sind. Die verschiedenen Muster stellen die Monate dar. Jeder Monat hat eine besondere Bedeutung, wie zum Beispiel der Hochzeitsmonat, der Erntemonat oder der Monat des Hausbaus. Man kann sagen, dass es sich um eine Bilderschrift handelt, teils mit konkreten, teils mit abstrakten Motiven.

Der Großvater von Isidro Huatta, der ehemalige Präsident der Genossenschaft, beherrschte noch die inkaische Knotenschrift der Quipus. Er war vor zwei Jahren im Alter von hundertelf Jahren gestorben. Er konnte sich noch daran erinnern, dass einer der Präsidenten Perus, General Sanchez Cerro, als Gefangener auf der Insel gewesen war, denn Taquile war eine Zeit lang eine Gefangeneninsel. Aus dieser Zeit stammt auch noch der Leuchtturm. Der Sekretär der Genossenschaft, Luis Flores, hatte in Lima studiert und war erst vor kurzem zu seiner Familie zurückgekehrt, um seiner Gemeinde mit allem zu helfen, was er in der Hauptstadt gelernt hatte. Die Übergangszeit war für ihn nicht leicht, aber er liebt seine Heimat und möchte dazu beitragen, die kulturellen Werte der Insel zu erhalten und zu verbreiten. Einige Inselbewohner sind an die Pazifikküste abgewandert, wo sie in kleinen Kolonien, nicht weit von Lima, leben.

Gleichzeitig mit uns kam auch eine Gruppe Kollegen aus Lima auf die Insel, die wir gut kannten. Sie war dabei, in ganz Peru Fotos und literarische Texte für ein Buch über die religiösen Feste zu machen. Das Buch wurde ein großer, hervorragend gedruckter Bildband mit beeindruckenden Fotos des peruanischen Fotografen Jorge Silva Jorge und Texten des peruanischen Schriftstellers Antonio Muñoz. Diese Gruppe, der auch unsere langjährigen Freunde und Kollegen José Huaman und Raul Gallegos angehörten, kennt jeden Winkel Perus, war aber, ebenso wie wir, fasziniert von der Insel, die sie nie zuvor besucht hatte. Von dem niedrigen Lehmhäuschen aus, in dem Florian und ich uns ein Holzlager mit Schaffellen teilten, konnten wir auf den ganzen See und auf die gegenüberliegenden bolivianischen Schneeberge blicken. Besonders beeindruckend waren die nächtlichen Gewitter mit heftigen Blitzen, die den riesigen See erhellten. In Lima gibt es keine Gewitter und vor allem für Florian, der bisher unsere Filmabenteuer nur aus Erzählungen kannte, war es sehr aufregend.

Auch die Rückkehr war abenteuerlich. Wir waren spät dran und um halbwegs rechtzeitig in Juliaca zum Abflug zu sein, schlug Isidro vor, mit seinem kleinen Boot eine Abkürzung zum Festland zu nehmen, um bei Acora auf die Straße zu gelangen. Dadurch sparten wir eineinhalb Stunden Zeit, aber keine Nerven. Solange wir in den Gewässern um die Insel herum waren, verlief die Fahrt ruhig und trotz Tiefgang mit Filmgepäck, Kartoffelsäcken und sechs Personen an Bord, beinahe idyllisch. Aber bald kam Wind auf und damit hohe Wellen. An dieser Stelle sind es immerhin noch fünfundzwanzig Kilometer bis zum Festland und weit und breit gab es kein anderes Boot. Schwimmen können die Leute aus Taquile nicht und der See ist eiskalt, so dass es sowieso nichts genützt hätte, wie sie uns erklärten. Isidro, seine Frau, und auch Lucho, machten sich nichts daraus, dass der Wasserspiegel mit dem Bootsrand fast identisch war und wir keine Schwimmwesten hatten. Fast alle Andenbewohner haben ein gelassenes Verhältnis zum Tod.

Jorge Vignati hat als Filmemacher im Himalaya und in Afrika viele brenzlige Situationen erlebt und in Patagonien einen Hubschrauberabsturz überlebt. Natürlich ließ er

sich, wie immer, nichts anmerken, saß aber verkrampft auf der Kamerakiste und rauchte Kette. Florian zeigte ebenfalls keine Angst, bestimmte aber seinen kleinen Bruder zum Erben seiner CD-Sammlung.

Der Lohn der Angst war, dass wir den Rückflug noch rechtzeitig erwischten.